



Grenz- erfahrungen

EIN
LESE- UND
ERZÄHLBUCH
FÜR JUGEND-
ARBEIT UND
ERWACHSENEN-
BILDUNG
KÖSEL

Grenzerfahrungen

Ein Lese- und Erzählbuch
für Jugendarbeit und Erwachsenenbildung

*Herausgegeben von
Clemens und Hans Georg Ruhe*

Kösel-Verlag München

Inhalt

Einleitung	7
Am Anfang war Leben	17
Das Wachsen an die Grenzen	65
Krisen, Bedrängnisse und Erstickungen	101
Ohne Ausweg – Oder: Das Ende des Lebens	149
Geschichten in der Gruppenarbeit (Praxisvorschläge)	193
Drei Geschichten – Oder: Wohin Phantasie und Sprache führen können	199
Quellenverzeichnis	205
Stichwortverzeichnis	207

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Grenzerfahrungen: e. Lese- u. Erzählbuch für Jugend-
arbeit u. Erwachsenenbildung / Hrsg.: Clemens Ruhe ;
Hans Georg Ruhe. — München : Kösel, 1984.

ISBN 3-466-36183-4

NE: Ruhe, Clemens [Hrsg.]

Lektorat: Josef K. Pöllath

ISBN 3-466-36183-4

© 1984 by Kösel-Verlag GmbH & Co., München
Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten
Satz: ts Ingrid Geithner, 8059 Walpertskirchen
Druck: Weihert-Druck GmbH, Darmstadt
Umschlag: Günther Oberhauser, München,
unter Verwendung eines Fotos von
Burkhard Bartel, Simmozheim

Einleitung

Dieses Buch bietet Geschichten und Texte zum Lesen, Vorlesen und (vielleicht) zum Erzählen an.

Es soll eine Anregung sein, das Narrative stärker in die außerschulische Bildungsarbeit einzubeziehen. Im Vordergrund stehen die Texte. Sie werden begleitet von Anregungen für die Arbeit, angekoppelte Zitate und Verweise etwa auf andere Literatur.

Lesen, Zuhören haben im Kern das Angebot der Assoziation. Sie bedürfen nicht unbedingt der Interpretation, wenn sich der Leser oder Zuhörer auf den Text einlassen kann. Jeder bringt seine eigenen Erfahrungen ein, und aus der Koppelung des Vorhandenen mit dem Neuen entsteht die „eigene Geschichte“.

Assoziationen lassen aus Texten und Geschichten neue Texte und neue Geschichten entstehen. Diese behausen zwar oft nur den Kopf des Lesers und Zuhörers, sind nicht ohne weiteres mitzuteilen, dennoch präsent. Weil dies so ist, soll dies Buch mit seinen Anregungen und Begleittexten die Assoziationen des Lesers oder Vortragenden ermuntern, es soll zum Weiterlesen und Suchen neuer Geschichten anregen. Nur das Fertige verhindert Weiterdenken. Das Halfertige sucht sich tausend Möglichkeiten seines Endes.

Das Buch beginnt mit einer Textcollage. Daran schließen sich die gesammelten Geschichten und Texte an, die entsprechend von Anregungen begleitet werden. Am Ende des Buches finden sich Vorschläge zur Arbeit mit Erzählungen und ein Stichwortverzeichnis, das zu einzelnen Themenkomplexen auf Material in diesem Buch verweist, auch auf solches, das kombiniert werden kann.

„Grenzerfahrung“ lautet die Überschrift. Wir wollen uns herantasten an die Randbedingungen des Lebens, die Exzesse, die Menschen veranstalten und erleiden, an die Kämpfe des Alltags, die mehr als andere Aussagen über den Sinn, zu leben und weiterzuleben zulassen, diesen verdichten.

Gemeinsam zu lesen und zu hören kann schon eine Grenzerfahrung sein, wenn man die „vitale Nähe“, die durch das Zuhören entsteht, nicht mehr aushalten kann ...

Clemens Rube / Hans Georg Rube

Lesen, vorlesen, erzählen, sprechen — eine Textcollage

Der Lesende bemüht sich um die Klärung der Welt. Der Hörende läßt sprechen und sucht nach Erklärungen des nicht Faßbaren. Der Erzähler trägt Weisheit weiter und die Sprache vermittelt nicht Sprache, sondern Lebenswissen, Ahnungen und das Grauen der Tage.

Wir brauchen Geschichten, die gelesen und gehört werden, weil dies ein Prozeß kollektiven Erkennens ist. Die Vereinzelung wird aufgehoben. Nähe kann entstehen, wenn wir unsere Scham vor wirklicher Intimität überwinden.

„Es entstand eine Scham, sich gegenseitig Geschichten zu erzählen, nicht, weil sich in den Medien eine unschlagbare Konkurrenz entwickelte, sondern auch, weil der Eros des Geschichtenerzählens, die vitale Nähe, die dadurch entsteht, für uns nicht mehr auszuhalten ist, ganz so, wie unsere Religionen sterben, nicht, weil der Materialismus uns Gott ‚nicht denkbar‘ machen würde, sondern weil das gemeinsame Gebet die Grenzen unserer Fähigkeit zur Nähe bereits überschreitet.“

R. und B. Seeßlen

Gute Geschichten zu wissen, scheint eine Gabe Gottes zu sein, weil es in Ausweglosigkeit der letzte Weg der Phantasie ist. Die Wege des Fortschritts, oder der „Rettung“ oder des „Heils“, wir erahnen sie vielfach und in Sternstunden gelingt es uns, sie sprachlich zu fassen und so unserem Denken neue Dimensionen zu geben. Gelungene Geschichten sind immer die Würfe neuer Utopien, auch wenn sie schrecklich scheinen, so lassen sie doch das Gegenteil denkbar werden.

1 ... weil er Geschichten liebt

Martin Buber

Wenn Rabbi Israel ben Elieser, der Baal-schem-tow, sein Volk vom Unglück bedroht sah, pflegte er einen bestimmten Teil des Waldes aufzusuchen und dort zu meditieren. Er entfachte ein Feuer, sagte ein bestimmtes Gebet, und das Wunder geschah, das Unglück wurde abgewendet.

Später, als sein Schüler, der berühmte Maggid von Mesritsch, aus den selben Gründen Gelegenheit hatte, beim Himmel Fürsprache für sein Volk einzulegen, ging er an dieselbe Stelle im Wald und sagte: „Herr des Weltalls, höre! Ich weiß nicht, wie man ein Feuer anfacht, aber ich weiß das Gebet noch zu sagen.“ Und wieder geschah das Wunder.

Sein Nachfolger, der Mosche Löb von Sasow, sagte, als er in den Wald ging, um sein Volk zu retten: „Ich weiß nicht, wie man ein Feuer entfacht, auch kenne ich das Gebet nicht, aber ich weiß den rechten Ort noch, und das muß genügen.“

Schließlich fiel die Aufgabe, das Unglück abzuwenden, dem Rabbi Israel von Rizin zu, der zu Hause im Lehnstuhl sitzend, den Kopf in die Hand gestützt zu Gott sprach: „Ich kann kein Feuer entfachen und ich weiß das Gebet nicht; nicht einmal die Stelle im Wald kann ich mehr finden. Ich kann gerade noch die Geschichte erzählen, das ist alles, es muß genügen.“ Und es genügte. Gott erschuf den Menschen, weil er Geschichten liebt.

Aber diese Geschichten (und damit auch dieser Gott?), wie sind sie uns ausgetrieben worden?

2 Lesen macht Spaß

Irmela Wendt

„Wenn wir in der 3a bei Frau Meyer Lesen haben“, sagt Heidi, „und wenn ich dann vorlesen muß, dann müssen die andern zählen, wieviel Fehler ich mache. Und wenn ich dann fertig bin, dann müssen sie sagen, wieviel Fehler ich gemacht habe, und was ich falsch gelesen habe.“

„Was lest ihr denn?“ — „Das ist doch egal.“

Und Goethe sagt vom Leser: „Es gibt dreierlei Arten Leser: Eine, die ohne Urteil genießt, eine dritte, die ohne zu genießen urteilt, die mittlere, die genießend urteilt und urteilend genießt; diese reproduziert eigentlich ein Kunstwerk aufs neue.“

Spöttisch meinte Georg Christoph Lichtenberg: „Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen und es klingt hohl, ist das allemal im Buch?“

Der Schreiber entwirft ein Bild seiner Welt, er stellt Welt dar, macht sie in der ihm eigenen Form diskutabel und dialogfähig. Stumm, ohne Gegenrede bietet er sich an, mit seinem Hintergrund und seinen Erfahrungen, die der Leser in Beziehung zu sich selbst setzen muß. Der Hörer muß die Rolle, das Erfahrene des Erzählers miteinbeziehen: er hat unter Umständen mit viererlei Erfahrungen zu tun: denen des Autors, des Erzählers oder Vortragenden, denen seiner Mithörer und seiner eigenen. Nicht nur das Gespräch, der Austausch, sondern allein das Anwesendsein bringen den Hörer in diese Situation. Gemeinsam Gelesenes und Gehörtes kann also Inhalte potenzieren.

Über die Erfahrungen und den Hintergrund des Autors äußerte sich Samuel Beckett auf eine entsprechende Frage etwa so: „Die Struktur meines Schreibens kann ich ihnen erklären. Ich lag einmal im Krankenhaus und im Zimmer nebenan schrie eine Sterbende die ganze Nacht. Dieses Schreien ist die Struktur meines Schreibens.“

3 Warum ich nicht arbeitslos werde

Theodor Weissenborn

Krieg, Liebe, Glück, Elend, Tod – daraus besteht die Welt, in der ich lebe; dies erblicke ich, wenn ich mich umsehe, und all dies ist vorhanden, lange bevor ich darüber nachdenke und darüber schreibe. Ich habe es nicht erschaffen, ich finde es vor – ich kann nichts erfinden, das nicht ist.

Die Wirklichkeit, die mich umgibt, bestimmt die Inhalte meines Denkens, und was da – zunächst vorsprachlich, chaotisch und namenlos – aus dieser Wirklichkeit sich herandrängt, ich kann nur versuchen, es zu benennen und zu ordnen, damit es seinen Schrecken verliere, durchsichtig und – zunächst im Geiste – verfügbar werde. Im Sprechen wird mir die Wirklichkeit zur

Welt, im Sprechen erschließt sich mir das Ungeheure und wird mir vertraut, sprechend erfahre ich, was um mich ist und wer ich bin – im Dialog mit der Wirklichkeit klären, berichtigen und vervollständigen sich meine Vorstellungen von ihr, und nur im Bereich erfahrener Realität ist meine Rede glaubhaft, trifft mein Wort das Gemeinte.

Aber ich bin nicht Robinson. Ich lebe in einer Gemeinschaft unter Menschen, und also ist Wirklichkeit für mich nicht ein Gegenstand privater Entdeckerfreude, unverbindlichen ästhetischen Vergnügens oder gar interesselosen Wohlgefallens, sondern eben die gesellschaftliche Realität, in der ich lebe, mit allen ihren bedrückenden und provozierenden Erscheinungen, ein Gegenstand, der fortwährend kritischer Untersuchung bedarf, der mich herausfordert, ihn zu werten und zu verändern, denn Erkennen und Darstellen bedeuten nicht Gutheißen.

Greifen wir einen konkreten Bereich aus dieser gesellschaftlichen Wirklichkeit heraus: die Welt des psychisch Kranken.

„Wie kommt es“, so hat man mich gefragt, „daß Sie gerade diesen Bereich zu einem Hauptthema Ihrer literarischen Arbeit gemacht haben? Warum schreiben Sie über Außenseiter?“

Vorab: Ich habe den Außenseiter, auch ihn, nicht erfunden, weder das Wort noch die Sache – beides finde ich vor, es ist mir Vorwurf im doppelten Sinn des Wortes, und diesen Vorwurf greife ich auf.

Zum Wort, zur Sache, die es bezeichnet, und zur Gesinnung dessen, der es unkritisch benutzt:

Das Wort „Außenseiter“ enthält eine Degradierung des mit ihm Gemeinten, eine negative Wertung, denn es ist bezogen auf eine als positiv, als gültig und verbindlich hingestellte und weithin verinnerlichte gesellschaftliche Norm, nämlich den Tüchtigen und Begünstigten, den Favoriten des gesellschaftlichen Rennsports, den Insider, den, der „in“ ist, das heißt den von der Gesellschaft anerkannten und von ihr integrierten Menschen, den die kommerzielle Werbung mit Eigenschaften wie „erfolgreich“, „jung“, „gesund“, „sportlich“ und ähnlichen Attributen ausgestattet hat. Diesem gehört die Welt, er schmiedet sein Glück, und frohen Herzens tritt er über die am Boden Liegenden hinweg und wendet sich den erfreulicheren Seiten des Daseins zu, so unbeschwert und so zynisch, wie der Privilegierte nur sein kann.

Tatsächlich: der Außenseiter ist eine Kategorie der Verdrängung und der Gebrauch dieses Wortes eine – wenn auch oft unbewußte

– verbale Geste der Abwehr, die unserm Verhalten gegenüber dem psychisch Kranken genau entspricht. Das Wort verrät die versteckte Inhumanität, mit der unsere sich so sozial dünkende Gesellschaft große Gruppen ihrer Mitglieder, sobald sie in irgendeiner Weise von der Norm abweichen, als minderwertig stempelt, verstößt und vergibt – eine Gesinnung, die unser aller Verhalten mehr bestimmt, als wir wahrhaben wollen und als uns lieb ist. Unsere Gesellschaft betrachtet den Außenseiter als ihren Feind. Begreiflich. Denn er ist das lebendige Denkmal ihres Versagens. Das Übel beseitigen? Die Schuld wiedergutmachen? – Nein, die Gesellschaft ist vollauf damit beschäftigt, ihr Image zu pflegen. Sie verbannt die Straffälligen hinter Gitter, die ausländischen Arbeiter ins Ghetto, die Obdachlosen ins Asyl und die psychisch Kranken hinter Panzerglas – weit draußen an die Peripherie der Städte, ins landschaftlich idyllische Abseits, ins Aus. Requiescant! Der städtische Rasen bleibt sauber.

Dies der sozialpathologische Befund. Als Therapie – eine mögliche Form von Therapie unter anderen – schlage ich vor, daß die Literaten ihren Platz am Schreibtisch verlassen, um in die Institutionen zu gehen und konkrete Kenntnis von den Vorgängen in dieser Gesellschaft zu erlangen, daß sie gerade die hinter Mattglas und Panzerglas und Gitterstäbe verdrängten un-schönen, bedrückenden und beschämenden Inhalte in das öffentliche und private Bewußtsein zurückholen, um auf diese Weise eine Grundvoraussetzung für die kollektive praktische Bewältigung dieser Inhalte zu schaffen. Dies eben, das Bewußtmachen des Verdrängten, halte ich für die soziale Aufgabe einer Literatur, die sich als gesellschaftliche Einrichtung versteht und bejaht: Aufklärung (oder modischer: Information) und damit permanente Therapie des chronisch an Verdrängungen leidenden öffentlichen und privaten Bewußtseins.

Wer von uns genügt der Norm? Wer von uns ist so jung, so erfolgreich, so gesund, so schön und so unbeschwert, wie die kommerzielle Werbung es uns vorgaukelt? Wer von uns ist frei oder wird zeit seines Lebens frei bleiben von Krankheit und Not, von körperlichen oder seelischen Leiden? – Die Chance, daß er früher oder später zum Außenseiter dieser Gesellschaft wird, ist jedem gegeben. Hätten wir, angesichts dieser Chancengleichheit, nicht allen Grund, uns mit dem Außenseiter zu solidarisieren, mit ihm, der eine Möglichkeit verkörpert, die in uns allen angelegt ist, und der unsere menschliche Kondition weit deutlicher veranschaulicht als jeder unauffällige sogenannte Normale?

Während ich dies schreibe, sitzt der schwachsinnige Knecht eines Bauern vor der Schuppentür auf der Erde, schneidet Bilder aus alten Illustrierten und verwahrt sie in einem Karton. Vor einem halben Jahr haben die Ärzte seinen Kehlkopf entfernt. Er sammelt Bilder von Königin Beatrix. Er wiegt noch hundert Pfund. Manchmal zeigt er mir die Bilder. Er krächzt. Er küßt die Bilder. Er lächelt. Er kann nicht sprechen. Er hat nie schreiben gelernt. Er hat nie sprechen können. Ich werde nicht arbeitslos.

Günter Kunert macht in der Interpretation von *Biermann* die „Sprachschwierigkeit“ deutlich:

4 Ewiger Friede Wolf Biermann

Der Garten. Und mitten hier in der Stadt
Das riecht nach Gewitter, da kommt was
Von Westen die Elbe hoch gegen Hamburg
Und weißer noch leuchten und rosa nun
Gegen den Tintenhimmel die Blüten am
Apfelbaum. Frieden. Frieden. Friedliches
Grollen, der Donner rückt näher. Und ich
Zähl die Sekunden zum Blitz, dem alten
Kinderspielzeug der Götter. Da haben wir
Menschenkinder inzwischen ganz andere
Dingerchen auf der Pfanne, das sind so
Knallerbsen hoppla mit anderem Blitz, mit
Anderem Donner. Die Luft steht starr und
Riecht nach Wind. Noch duften die roten
Klinkersteine nach Sonne. Und jetzt
Keifen die Amseln der Katze nach, die
Spottdrossel macht auf Nachtigall, paar
Spatzen keuchen ins Grün. Ein kleiner
Friede neigt sich zum Abend, die Welt
Ist in Ordnung. Nun kommt es, und nun
Trommeln die ersten Tropfen und faul aufs
Vordach. Der schwarze Vogel zottelt noch
Schnell ein Fleisch aus dem frischrasierten
Rasen. Und Regen. Regen bewegt die Luft.

5 Sprachschwierigkeiten

Günter Kunert

Nichts scheint schwieriger, als die militärische Bedrohung in einer anderen Sprache als der technizistischen zu behandeln. Für den möglichen Schrecken fehlen der Literatur die Worte. Wir sind außerstande, in einem Gedicht, in einem Stück Prosa, das Befürchtete adäquat auszusprechen. Die Geschichte der Menschheit, die auch eine ihrer Kriege ist, hat den Fundus ausgeschöpft und verbraucht. Wer heute moderne Waffen „Mordwerkzeuge“ nennt, wirkt altertümlich, da das, was die neue Tötungstechnik zu leisten vermag, weder etwas mit *Handwerk* noch mit einer individuellen Untat, welche der Begriff des Mordes impliziert, zu tun hat. Das weiß oder spürt auch Biermann, und so meint er, indem er das nahende Gewitter als Assoziationshintergrund benutzt, die Gefahr durch ironisierende Verkleinerung („Andere Dingerchen, Knallerbsen hoppla“) verfremdend bewußtzu machen. Doch in solchen Bezeichnungen zeigt sich bloß die Hilflosigkeit, das Unfaßbare, dessen Dimension sich längst unserem Vorstellungsvermögen entzogen hat, noch tatsächlich literarisch bezeichnen zu können. Vor dieser Unmöglichkeit muß der Formulierungsfreudigste scheitern. Nur noch die zage Andeutung kann jenseits der kahlen Konkretion erahnen lassen, was als Alptraum auf uns lastet, und so würde Biermanns Gedicht, das der Phantasie seines Lesers nichts zutraut, eher die beabsichtigte Wirkung zeitigen, wenn als einziger Satz fehlte: „Da haben wir / Menschenkinder inzwischen ganz andere / Dingerchen auf der Pfanne, das sind so / Knallerbsen hoppla mit anderem Blitz, mit / anderem Donner.“ Abgesehen davon, daß man Knallerbsen nur im Kabarett auf der Pfanne hat, bleiben Blitz und Donner in diesem Zusammenhang anachronistische Vergleiche. Ohne den streichenswerten Satz läsen wir ein Naturgedicht, das einen ganz anderen Vorgang als den beschriebenen evozierte: „Ein kleiner / Friede neigt sich zum Abend, die Welt / Ist in Ordnung“, besagt lauter als Paukenschläge, daß der große Frieden fehlt und nichts in Ordnung ist.

Und die Gegenrede von *Enzensberger*, die keine ist:

6 Ins Lesebuch für die Oberstufe

Hans Magnus Enzensberger

Lies keine Oden, mein Sohn, lies die Fahrpläne:
sie sind genauer. Roll die Seekarten auf,
eh es zu spät ist. Sei wachsam, sing nicht.
Der Tag kommt, wo sie wieder Listen ans Tor
schlagen und malen den Neinsagern auf die Brust
Zinken. Lern unerkannt gehn, lern mehr als ich:
das Viertel wechseln, den Paß, das Gesicht.
Versteh dich auf den kleinen Verrat,
die tägliche schmutzige Rettung. Nützlich
sind die Enzyklien zum Feueranzünden,
die Manifeste: Butter einzuwickeln und Salz
für die Wehrlosen. Wut und Geduld sind nötig,
in die Lungen der Macht zu blasen
den feinen tödlichen Staub, gemahlen
von denen, die viel gelernt haben,
die genau sind, von dir.

Lesen, vorlesen, erzählen, sprechen: daß wir uns die vitale Nähe erhalten oder schaffen können, daß wir unsere Sprache nutzen und benutzen, uns schätzen in dem, was wir sagen und erzählen, lesen und hören, in dem, was wir tun.

7 Eine Sprache haben

Hans Georg Ruhe

Der Wald hat eine Sprache. Die ist blau und leicht und hebt ab
in den Himmel.
Der Wind hat eine Sprache, die ist mild und zerrinnt zwischen
den Fingern. Vorbei an allen Orten der Welt.
Der Mond hat eine Sprache, die ist still, dunkel und weich, ist
samtene Nacht und scharfer Winterschatten.

Am Anfang war Leben

Sterne haben Sprachen, stumm und zackig, Punkte am Himmel.
Die Straße hat eine Sprache, die ist weithin unsichtbar, ist grau
und baumbestanden, ist manchmal ein Lied.
Das Haus hat eine Sprache voller Stein, ist rot und weiß, Zeit
auf Zeit, voller Tage und Nächte.
Das Lied hat eine Sprache, die kann man nicht hören, macht
sich breit und feist im Körper fest.
Und Verstanden hat eine Sprache. Da liegt der Kopf auf der rich-
tigen Schulter und nickt sich eins. Spricht in allen Melodien und
langen kurzen Pausen, ist beredt und weint keine Zwiebelträ-
nen.
Unverstanden hat eine Sprache, die zieht eine Mauer hoch, es
wurzeln Bäume im Schatten, ist wenig zu sagen.
Ich habe eine Sprache, die redet und hört mich und hört mich
nicht und hört nicht auf und will sagen: ich habe eine Sprache,
die ist blau und luftig, ist schön. Stumm ist sie, zackig, ist ich
und ein wenig Du. Die schweigt sehr beredt, ist blumig und
klein vor der Zeit. Sie stottert Gesänge und schlingert voll Stei-
ne im Bauch. Ist meine.

Begleittext

Vater und Kind

*Kleine Hand in meiner Hand,
ich und Du im jungen Grase,
ich und Du im Kinderland
Gehn wir auf der langen Straße
Deine Hand in meiner Hand!*

*Kleine Hand in meiner Hand,
die einander zärtlich fassen.
Ich und Du, nichts hat Bestand.
Einmal, ach! muß ich Dich lassen,
kleine Hand aus meiner Hand.*

*Kleine Hand in meiner Hand,
kleiner Schritt bei meinem Schritt,
kleiner Fuß im weiten Land:
einmal gehe ich nicht mehr mit.*

*Einmal gehst Du ohne mich,
wie im Traum mein Bild verblich.*

(Quelle unbekannt)

Texte erzählen Geschichten. Geschichten sind Geschichte und sie erhalten Bedeutung für den sich Erinnernden. Leben drückt sich nicht nur im Dokumentierten, sondern auch im Assoziierten aus. Anna Seghers Denkmal 2 lebt von der Assoziation und von der Ehre der Erinnerung.

Auch die Herausgeber assoziieren, wenn sie den Text „Kleine Hand...“ lesen. Sie kennen den Autor nicht, und in ihren Händen ist nur die Abschrift, die ihr Vater am 7. März 1948 mit der Handschrift des energischen Schmieds gefertigt hat.

Diese Zeilen erzählen ihnen tausend Geschichten und Erinnerungen.

Stichworte

Krieg

8 Zwei Denkmäler

Anna Seghers

In der Emigration begann ich eine Erzählung, die der Krieg unterbrochen hat. Ihr Anfang ist mir noch in Erinnerung. Nicht Wort für Wort, aber dem Sinn nach. Was mich damals erregt hat, geht mir auch heute noch nicht aus dem Kopf. Ich erinnere mich an eine Erinnerung.

In meiner Heimat, in Mainz am Rhein, gab es zwei Denkmäler, die ich niemals vergessen konnte, in Freude und Angst auf Schiffen, in fernen Städten. Eins ist der Dom. — Wie ich als Schulkind zu meinem Erstaunen sah, ist er auf Pfeilern gebaut, die tief in die Erde hineingehen — damals kam es mir vor, beinahe so tief wie der Dom hochragt. Ihre Risse sind auszementiert worden, sagte man, in vergangener Zeit, da, wo das Grundwasser Unheil stiftete. Ich weiß nicht, ob es stimmt, was uns ein Lehrer erzählte: Die romanischen und gotischen Pfeiler seien haltbarer als die jüngeren.

Dieser Dom über der Rheinebene wäre mir in all seiner Macht und Größe im Gedächtnis geblieben, wenn ich ihn auch nie wiedergesehen hätte. Aber ebensowenig kann ich ein anderes Denkmal in meiner Heimatstadt vergessen. Es bestand nur aus einem einzigen flachen Stein, den man in das Pflaster einer Straße gesetzt hat. Hieß die Straße Bonifaziusstraße? Hieß sie Frauenlobstraße? Das weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß der Stein zum Gedächtnis einer Frau eingefügt wurde, die im ersten Weltkrieg durch Bombensplitter umkam, als sie Milch für ihr Kind holen wollte. Wenn ich mich recht erinnere, war sie die Frau des jüdischen Weinhändlers Eppstein. — Menschenfresserisch, grausam war der Erste Weltkrieg, man begann aber erst an seinem Ende mit Luftangriffen auf Städte und Menschen. Darum hat man zum Gedächtnis der Frau den Stein gesetzt, flach wie das Pflaster, und ihren Namen eingraviert. —

Der Dom hat die Luftangriffe des Zweiten Weltkriegs irgendwie überstanden, wie auch die Stadt zerstört worden ist. Er ragt über Fluß und Ebene. Ob der kleine flache Gedenkstein noch da ist, das weiß ich nicht. Bei meinen Besuchen hab ich ihn nicht mehr gefunden.

In der Erzählung, die ich vor dem Zweiten Weltkrieg zu schreiben begann und im Krieg verlor, ist die Rede von dem Kind,

dem die Mutter Milch holen wollte, aber nicht heimbringen konnte. Ich hatte die Absicht, in dem Buch zu erzählen, was aus diesem Mädchen geworden ist.

Oriana FALLACI: Brief an ein nie geborenes Kind

Einführung in den Text

Die italienische Journalistin schreibt ihrem ungeborenen Kind einen langen Brief, in dem sie sich über die Familie, Gesetze und den Zwang zur Arbeit äußert.

Begleittext

Der Text ist voller Anfragen, Thesen und Provokationen und letztendlich steht die Frage dahinter, warum es Sinn haben könnte, ein Kind zu bekommen. Der Text kann wie eine Gegenrede gelesen werden, er fordert Argumente heraus.

Vielleicht ist es lohnenswert, die einzelnen Thesen herauszuarbeiten, aufzuschreiben, zu belegen und zu widerlegen.

„Der einzig legitime Grund, ein Kind zu bekommen, ist die Freude am eigenen Leben.“

Theodor W. Adorno

Stichworte

9 Da wirst Du hineingeboren

Oriana Fallaci

Es wird viel Zeit vergehen aus deiner Sicht, ehe ich dich ziehen lassen werde wie Jungvögel, die von ihren Eltern an dem Tag aus dem Nest geworfen werden, an dem sie flügge sind. Schließlich wird es soweit sein, und ich werde dich ziehen lassen und dich allein die Straße mit dem Grün und Rot ihrer Ampeln überqueren lassen. Ich werde dir einen Schubs geben. Aber das wird deine Freiheit nicht vergrößern, denn du wirst durch die Kette der Zuneigung und die Kette des Heimwehs an mich gebunden bleiben. Einige nennen sie Familienbände. Die Familie ist eine Lüge, konstruiert von denen, die diese Welt errichteten, um die Menschen besser unter Kontrolle zu haben und die Befolgung von Vorschriften und Legenden besser für sich ausnutzen zu können. Man lehnt sich leichter dagegen auf, wenn man allein ist, und findet sich leichter damit ab, wenn man mit andern lebt. Die Familie ist lediglich das Sprachrohr eines Systems, das deinen Ungehorsam nicht zulassen kann, und ihre Heiligkeit gibt es nicht. Es gibt nur Gruppen von Männern und Frauen und Kindern, die gezwungen sind, denselben Namen zu tragen und unter demselben Dach zu wohnen: wobei sie sich oft nicht austehen können und einander hassen. Aber das Heimweh gibt es, und die Bindungen gibt es, fest verwurzelt in uns wie Bäume, die sogar einem Orkan trotzen, und sie sind unvermeidlich wie Hunger und Durst. Du kannst dich nie von ihnen losmachen, auch wenn du es mit deiner ganzen Willenskraft und Logik versuchst. Selbst wenn du glaubst, daß du sie vergessen hast, kommen sie doch eines Tages wieder zum Vorschein, unausweichlich und erbarmungslos, um dir enger noch als jeder Henker den Strick um den Hals zu legen. Um dich zu würgen.

Zusammen mit den soeben genannten wirst du auch die Nötigungen kennenlernen, die dir von den andern auferlegt werden, nämlich von den tausend und abertausend Bewohnern des Ameisenhügels. Ihre Gewohnheiten, ihre Gesetze. Du kannst dir kein Bild davon machen, wie erdrückend es ist, ihre Gewohnheiten annehmen, ihre Gesetze befolgen zu müssen. Tue dies nicht, tue das nicht, tue dies, tue das . . . Und mag es noch auszuhalten sein, wenn du unter anständigen Leuten lebst, die eine Vorstellung von Freiheit haben, so wird es teuflisch, wenn du unter Mutwilligen lebst, die dir sogar den Luxus verbieten, von ihr zu

träumen und sie in deiner Phantasie zu verwirklichen. Die Gesetze der Mutwilligen bieten nur einen Vorteil: du kannst gegen sie angehen, kämpfend und sterbend. Die Gesetze der anständigen Leute aber bieten dir gar keinen Ausweg, weil man dich überredet, daß es edel ist, sie zu akzeptieren. In welchem System auch immer du lebst, du kannst dich nicht gegen das Gesetz auflehnen, denn Sieger ist doch immer nur der Stärkere, der Mutwilligere, der Unduldsamere. Und du kannst dich schon gar nicht gegen das Gesetz auflehnen, weil man Geld braucht, um essen zu können, Geld braucht, um schlafen zu können, mit einem Paar Schuhe herumlaufen zu können, im Winter heizen zu können, und um Geld zu bekommen, arbeiten muß. Sie werden dir eine Menge Geschichten erzählen über die Notwendigkeit der Arbeit, die Freude an der Arbeit, die Würde der Arbeit. Glaub nicht daran, niemals. Das ist schon wieder eine Zwecklüge derjenigen, die diese Welt organisiert haben. Arbeit ist Erpressung, und das bleibt sie selbst dann, wenn sie dir gefällt. Du arbeitest immer für jemand anderen, nie für dich selbst. Du arbeitest immer mit Anstrengung, nie mit Freude. Und nie gerade dann, wenn du Lust hättest. Auch wenn du von keinem abhängig bist und dein Stück Land bebaust, mußt du hacken, wenn Sonne und Regen und Jahreszeiten es so wollen. Auch wenn du keinem gehorchst und deine Arbeit Kunst, demnach Befreiung ist, mußt du dich den Forderungen und Zwängen anderer beugen. In Zeiten, die sehr weit, ja, so weit zurückliegen, daß jede Erinnerung daran verlorenging, ist es vielleicht anders gewesen und arbeiten war ein Fest, war Fröhlichkeit. Aber damals gab es wenig Menschen, und sie konnten allein sein. Du kommst neunzehnhundertfünfundsiebzig Jahre nach der Geburt eines Mannes auf die Welt, den man Christus nennt und der Hunderttausende von Jahren nach einem andern Mann auf die Welt gekommen ist, dessen Namen man nicht weiß, und in diesen Zeitläufen spielen sich die Dinge so ab, wie ich dir sagte. In einer Statistik las ich kürzlich, daß wir schon vier Milliarden sind. In diesen Haufen wirst du kommen. Kind, welch ein Heimweh wirst du nach deinem einsamen Plätzchen im Wasser haben!

Begleittext

Die Frau monologisiert mit dem toten Fötus. Führt einen Dialog mit sich selbst, mit dem Kind in sich.

Durch diesen Text könnte die Auseinandersetzung um den § 218 eine andere Dimension erhalten. Es darf nicht um das Schwarzweiß der bekannten Argumente gehen. Der Schmerz einer Frau und der Schmerz eines Kindes lassen sich nicht paragraphieren, nicht als Schlagstock moralisierend einsetzen.

Grenzerfahrung ist auch das, was in Worten keinen Ausdruck finden kann. Vielleicht ist es sinnvoll, mit Frauen über das Erleben ihrer Schwangerschaft zu sprechen; man kann versuchen, sich neue Gefühlswelten zu erschließen, wenn man Geburtsberichte liest; vgl. Ranne Michels/Rainer Kippe: Guter Hoffnung. Köln 1980.

Stichworte

10 Denn das Leben stirbt nicht

Oriana Fallaci

Über mir ist eine weiße Zimmerdecke und neben mir in einem Glas bist du. Sie wollten nicht, daß ich dich sehe, aber dann überredete ich sie doch, indem ich ihnen sagte, ich hätte ein Recht darauf, und so haben sie dich hierher gestellt. Dabei haben sie mißbilligend das Gesicht verzogen. Endlich sehe ich dich. Und fühle mich zum Narren gehalten, denn du hast wahrhaftig nichts gemein mit dem Kind auf der Fotografie. Du bist kein Kind: du bist ein Ei. Ein in rosarotem Alkohol schwimmendes graues Ei, in dem man nichts erkennt. Es war viel früher mit dir zu Ende, als sie es merkten: du hast es nie geschafft, Nägel und eine Haut und die unendlichen Reichtümer zu haben, die ich dir zuerkannt hatte. Ein Geschöpf meiner Phantasie, gelang es dir gerade noch, dem Wunsch nach zwei Händen und zwei Füßen Ausdruck zu verleihen, etwas, das einem Körper ähnlich sieht, der Andeutung eines Gesichts mit einem Näschen und zwei mikroskopisch kleinen Augen. In Wahrheit habe ich einen kleinen Fisch geliebt. Und aus Liebe zu einem kleinen Fisch erfand ich mir einen Kalvarienberg, der auch mich in Gefahr brachte, dabei umzukommen. Das kann ich nicht akzeptieren. Warum habe ich dich nicht schon eher wegnehmen lassen? Warum habe ich soviel kostbare Zeit vertan und zugelassen, daß du mich vergiftetest? Es geht mir schlecht, sie scheinen alle in großer Sorge zu sein. Sie haben mir Nadeln in den rechten Arm und in den linken Puls eingeführt, von den Nadeln aus winden sich dünne Schläuche wie Schlangen zu den Flaschen hinauf. Die Krankenschwester bewegt sich, als hätte sie Watte unter den Füßen. Von Zeit zu Zeit kommt ein Arzt mit einem anderen Arzt herein, und sie sprechen ein paar Sätze miteinander, die ich nicht verstehe, die aber wie Drohungen klingen. Was gäbe ich darum, wenn meine Freundin oder dein Vater kämen, oder besser noch meine Eltern: ich hatte geglaubt, ihre Stimmen zu hören. Aber es kommt niemand außer diesen beiden im weißen Kittel: ist der eine derselbe, der mich verurteilt hat? Eben ist er wütend geworden. Er sagte: „Verdoppeln!“ Was verdoppeln? Das Strafmaß? Ich habe es doch schon abgebüßt, muß ich noch einmal von vorn anfangen? Und dann: „Rasch! Merken Sie denn nicht, daß es zu Ende geht?“ Was geht zu Ende? Eine Infusion, eine Person, das Leben? Das Leben kann nicht zu Ende gehen, wenn man nicht will: hier

stirbt keiner. Nicht einmal du, denn du bist schon gestorben. Gestorben, ohne zu wissen, was es heißt, lebendig zu sein: ohne zu wissen, was Farbe, Geschmack, Geruch, Klang, Gefühl und Denken ist. Das ist eine Demütigung für mich. Denn was nützt es, wie eine Möwe im Blauen zu fliegen, wenn man nicht andere Möwen hervorbringt, die andere und wieder andere hervorbringen, damit sie im Blauen fliegen können? Was nützt es, wie Kinder zu spielen, wenn man nicht andere Kinder hervorbringt, die andere und wieder andere hervorbringen, damit sie spielen und sich vergnügen können? Du hättest durchhalten sollen. Du hast zu rasch aufgegeben und übereilt verzichtet: du warst nicht für das Leben geschaffen. Wer erschrickt schon vor ein paar Märchen, vor zwei oder drei Warnungen? Du warst deinem Vater ähnlich: er findet es bequem, in Gott Ruhe zu haben, du findest es bequem, durch dem Nichtgeborenwerden Ruhe zu haben. Wer von uns beiden ist nun untreu geworden? Ich nicht. Ich bin sehr müde, ich spüre meine Beine nicht mehr, in Abständen vernebeln sich mir die Augen und Schweigen umgibt mich wie Wespengesumme. Aber ich gebe nicht auf, siehst du. Ich halte durch. Wir zwei sind so verschieden. Ich darf nicht einschlafen. Ich muß wachbleiben und nachdenken. Wenn ich nachdenke, halte ich vielleicht durch. Wie lange bist du schon in dem Glas? Stunden, Tage, Jahre? Vielleicht Tage, und mir kommen sie wie Jahre vor: ich kann dich nicht länger in einem Glas lassen. Ich muß dich an einem würdigeren Ort unterbringen: aber wo? Vielleicht unter der Magnolie. Nur, die Magnolie ist weit weg: sie steht in der Zeit, als auch ich noch ganz klein war. Die Gegenwart hat keine Magnolien. Nicht einmal mein Haus. Ich müßte dich nach Hause bringen. Aber morgens. Jetzt ist Nacht: die weiße Decke fängt an, schwarz zu werden. Es ist kalt. Ich ziehe lieber den Mantel an, um herunterzugehen. Komm jetzt: ich trage dich. Ich möchte dich auf meinem Arm tragen, Kind. Aber du bist so winzig: ich kann dich nicht auf meinem Arm tragen. Ich kann dich auf eine Handfläche nehmen, und das ist alles, was ich kann. Wenn nur nicht ein Windstoß dich wegholt. Aber das ist etwas, was ich nicht verstehe: ein Windstoß kann dich wegholen, und doch bist du so schwer, daß ich wanke. Reich mir deine Hand, bitte: ja, so ist es gut. Also, nun bist du es, der mich führt, der mich leitet. Dann bist du kein Ei und kein kleiner Fisch: ein Kind bist du! Du reichst mir bis an die Knie. Nein, bis ans Herz. Oder bis an die Schulter. Noch über die Schulter. Du bist kein Kind, du bist ein Mann! Ein Mann mit einer starken und freund-

lichen Hand. Die habe ich jetzt nötig: ich bin alt. Nicht einmal die Stufen kann ich hinabsteigen, wenn du mich nicht stützt. Weißt du noch, wie wir diese Treppe hinauf- und hinuntergegangen sind und aufgepaßt haben, daß wir nicht hinfielen, der eine dich gedrängt an den andern in einer Umarmung der Gemeinsamkeit? Weißt du noch, wie ich dich gelehrt habe, sie allein zu gehen, du hattest erst vor kurzem zu laufen begonnen, und wie wir die Stufen gezählt und wie wir gelacht haben? Und wie du es gelernt hast und dich dabei keuchend an jedem Treppenvorsprung festgehalten hast, während ich dir mit ausgestreckten Armen nachging? Und der Tag, an dem wir uns gestritten haben, weil du nicht auf meine Mahnungen hören wolltest? Nachher hat es mir leid getan. Ich wollte dich um Verzeihung bitten, brachte es aber nicht fertig. Unter den Wimpern hervor suchte ich dich, und auch du suchtest mich unter den Wimpern hervor, bis auf deinen Lippen ein Lächeln spielte und ich verstand, daß du mich verstanden hattest. Was geschah nachher? Meine Gedanken trüben sich, meine Lider werden bleiern. Ist es die Müdigkeit oder das Ende? Ich darf mich am Ende nicht der Müdigkeit überlassen. Hilf mir wachzubleiben, gib mir Antwort: war es schwer, die Flügel zu gebrauchen? Waren es viele, die auf dich geschossen haben? Hast du auch auf sie geschossen? Haben sie dich im Ameisenhügel unterdrückt? Hast du dich von den Enttäuschungen und von dem Ärger unterkriegen lassen oder bist du standhaft geblieben wie ein starker Baum? Hast du herausgefunden, ob es das Glück, die Freiheit, die Liebe gibt? Hoffentlich waren dir meine Ratschläge von Nutzen. Hoffentlich hast du nie die gräßliche Verwünschung ausgestoßen: „Warum bin ich nur auf die Welt gekommen?“ Hoffentlich bist du zu dem Ergebnis gekommen, daß es sich gelohnt hat: um den Preis des Leidens und des Sterbens. Ich bin so stolz, daß ich dich um den Preis des Leidens und des Sterbens aus dem Nichts geholt habe. Es ist wirklich kalt, und die weiße Decke ist jetzt ganz schwarz. Aber wir sind angekommen, da steht die Magnolie. Pflücke dir eine Blüte. Mir ist es nie geglückt, dir wird es glücken. Stell dich auf die Zehenspitzen und streck den Arm aus. So. Wo bist du? Du warst doch hier, hast mich gestützt, du bist groß gewesen, ein Mann. Und jetzt bist du nicht mehr da. Hier steht nur ein Glas mit Alkohol, in dem etwas schwimmt, das nicht Mann, nicht Frau werden wollte und dem ich nicht geholfen habe, ein Mann, eine Frau zu werden. Warum hätte ich gesollt, fragst du mich, warum hättest du gesollt? Aber weil es das Leben gibt,

Kind! Ich friere nicht mehr, wenn ich sage, daß es das Leben gibt, ich bin nicht mehr müde, ich fühle mich als Leben. Schau, ein Licht geht an. Man hört Stimmen. Jemand rennt, schreit, ist ganz verzweifelt. Aber anderswo kommen tausend, hunderttausend Kinder und Mütter künftiger Kinder auf die Welt: das Leben braucht dich und mich nicht. Du bist gestorben. Vielleicht sterbe auch ich. Doch das zählt nicht. Denn das Leben stirbt nicht.

Rudolf HÖSS: Kommandant in Auschwitz

Einführung in den Text

Der Kommandant des Vernichtungslagers Auschwitz, Rudolf Höß, hat umfangreiche autobiographische Aufzeichnungen niedergelegt. Beim folgenden Text handelt es sich um den Zeitraum von 1900 bis 1916.

Begleittext

Das Grauen kommt im alltäglichen Gesicht daher. Nicht das Außergewöhnliche ist gefragt, sondern die Alltäglichkeiten in der normalen Hölle.

*Wir kannten genau Starks Verhalten
wenn er von einer Tötung kam
Da mußte alles sauber und ordentlich
in der Stube sein
und mit Handtüchern hatten wir die Fliegen
zu verjagen
Wehe
wenn er jetzt eine Fliege entdeckte
dann war er außer sich vor Zorn
Noch ehe er seine Feldmütze abnahm
wusch er sich die Hände in einer Schüssel
die der Kalfaktor schon auf den Hocker
gleich neben die Eingangstür gestellt hatte
Wenn er sich die Hände gewaschen hatte
zeigte er auf das schmutzige Wasser
und der Kalfaktor mußte laufen
und frisches Wasser holen
Dann gab er uns seine Jacke zum Säubern
und wusch sich nochmals Gesicht und Hände
Mein ganzes Leben lang sehe ich Stark
immer Stark
ich höre wie er ruft
Los rein ihr Schweinehunde
und da mußten wir hinein in die Kammer*

Peter Weiss

Stichworte

11 Kindheit und Jugend eines KZ-Kommandanten Rudolf Höß

1. Kindheit und Jugend (1900–1916)

Im folgenden will ich versuchen, über mein innerstes Leben zu schreiben. Ich will versuchen, aus der Erinnerung wirklichkeitsgetreu alle wesentlichen Vorgänge, alle Höhen und Tiefen meines psychischen Lebens und Erlebens wiederzugeben.

Um das Gesamtbild möglichst vollständig zu umreißen, muß ich bis zu meinen frühesten Kindheitserlebnissen zurückgreifen.

Bis zu meinem sechsten Lebensjahr wohnten wir ziemlich außerhalb der Stadt Baden-Baden. In der weiteren Umgebung unseres Hauses befanden sich nur einzelne Bauerngehöfte. Spielgefährten hatte ich in dieser Zeit gar nicht, die Kinder der Nachbarn waren alle viel älter. So war ich ganz auf den Umgang mit Erwachsenen angewiesen. Dies behagte mir doch wenig, und ich versuchte, mich, wo es nur irgend zugänglich war, der Aufsicht zu entziehen und allein auf eigene Entdeckungsfahrt zu ziehen. So hatte es mir der ganz in der Nähe beginnende große Wald mit den hohen Schwarzwaldtannen besonders angetan. Doch allzuweit drang ich nicht vor, meist nur so weit, daß ich von den Berghängen unser Tal sehen konnte. Auch durfte ich eigentlich nicht allein in den Wald gehen, da mich, als ich noch kleiner war, einmal durchziehende Zigeuner mitgenommen hatten, als sie mich allein im Wald spielend fanden. Ein zufällig des Weges kommender Bauer aus der Nachbarschaft konnte mich aber doch noch den Zigeunern entreißen und nach Hause bringen. Ein mich besonders anziehender Punkt war das große Wasserreservoir der Stadt. Stundenlang konnte ich dem geheimnisvollen Rauschen hinter den dicken Mauern lauschen und konnte trotz der Erklärung durch die Erwachsenen keine Zusammenhänge finden. Doch die meiste Zeit verbrachte ich in den Ställen der Bauern; wenn man mich suchte, sah man zuerst in die Ställe. Besonders die Pferde hatten es mir angetan. Ich konnte gar nicht genug tun an Streicheln, Erzählen und Leckerbissen-Anbieten. War mir das Putzzeug erreichbar, so machte ich mich sofort ans Striegeln und Bürsten. Zum steten Schrecken der Bauern kroch ich dabei zwischen den Pferdebeinen herum, doch nie hat je ein Tier mich geschlagen, gestoßen oder gebissen. Selbst mit dem bössartigen Stier eines Bauern hatte ich beste Freundschaft. Auch fürchtete ich mich nie vor Hunden, es hat

mir auch nie einer etwas getan. Mein schönstes Spielzeug ließ ich liegen, wenn sich eine Gelegenheit bot, zu den Ställen zu entweichen. Meine Mutter hat alles mögliche versucht, mich von dieser – ihr doch zu gefährlich erscheinenden – Tierliebe abzubringen. Es war alles umsonst. – Ich war und wurde Einzelgänger, am liebsten spielte oder beschäftigte ich mich allein und unbeobachtet. Ich mochte es nicht gerne haben, wenn mir jemand zusah. – Auch hatte ich einen unwiderstehlichen Hang zum Wasser, ich mußte immerzu waschen und baden. Was nur irgend möglich, wurde von mir gewaschen oder gebadet, im Bad oder im Bach, der durch unseren Garten floß. Ich habe viele Sachen, ob Kleidung oder Spielzeug, dadurch verdorben. Diese Sucht, viel mit Wasser umzugehen, hängt mir heute noch nach. In mein siebentes Lebensjahr fiel unsere Umsiedlung in die Nähe von Mannheim. Wir wohnten wiederum außerhalb der Stadt. Aber zu meinem größten Leidwesen gab es keine Ställe, keine Viecher. Wie meine Mutter später oft erzählte, war ich wochenlang fast krank vor Sehnsucht nach meinen Tieren und nach meinem Bergwald. Meine Eltern taten in jener Zeit alles, um mir die allzu große Tierliebe abzugewöhnen. Es gelang nicht, ich suchte alle Bücher, in denen Tiere abgebildet waren, verkroch mich irgendwo und träumte von meinen Viechern. Zum siebenten Geburtstag bekam ich meinen Hans, ein kohlschwarzes Pony mit blitzenden Augen und langer Mähne. Ich war fast außer mir vor Freude. Ich hatte meinen Kameraden gefunden. Da Hans sehr zutraulich war, folgte er mir nach, wo es irgend ging, wie ein Hund. Wenn meine Eltern mal abwesend waren, nahm ich ihn sogar mit auf mein Zimmer. Da ich mit unserem Dienstpersonal stets auf gutem Fuße lebte, sahen sie mir meine Schwäche nach und verrietten mich nie. In der Gegend, wo wir wohnten, gab es nun zwar genug Spielgefährten im gleichen Alter. Ich tobte auch mit ihnen die in aller Welt und zu aller Zeit gleichen jugendlichen Spiele durch und verübte mit ihnen auch manchen Jungensstreich. Doch am liebsten zog ich mit meinem Hans in den großen Haardtwald, wo wir ganz für uns waren, wo wir stundenlang reiten konnten, ohne einer Menschenseele zu begegnen.

Doch der Ernst des Lebens, die Schule, begann. In diesen ersten Grundschuljahren ereignete sich nichts Erwähnenswertes. Ich lernte eifrig, machte möglichst schnell meine Hausarbeiten, um viel freie Zeit für mein Herumstreichen mit Hans zu haben. Meine Eltern ließen mich gewähren.

Durch das Gelübde meines Vaters, wonach ich Geistlicher wer-

den sollte, stand mein Lebensberuf fest vorgezeichnet. Meine ganze Erziehung war darauf abgestellt. Ich wurde von meinem Vater nach strengen militärischen Grundsätzen erzogen. Dazu die tiefreligiöse Atmosphäre in unserer Familie. Mein Vater war fanatischer Katholik. Während meines Lebens in Baden-Baden sah ich meinen Vater selten, da er meist auf Reisen oder Monate hindurch an anderen Orten tätig war. Dies änderte sich in Mannheim. Mein Vater fand da doch fast täglich Zeit, sich mit mir zu beschäftigen, sei es um meine Schularbeiten zu sehen oder mit mir über meinen zukünftigen Beruf zu sprechen. Am liebsten waren mir doch seine Erzählungen aus seiner Dienstzeit in Ostafrika, seine Schilderungen über die Kämpfe mit den aufständischen Eingeborenen, deren Leben und Treiben und ihrem finsternen Götzenkult. Mit glühender Begeisterung hörte ich zu, wenn er von der segensreichen und zivilisatorischen Tätigkeit der Missions-Gesellschaften sprach. Es stand für mich fest, daß ich unbedingt Missionar würde und dann ins dunkelste Afrika, möglichst mitten in den finstersten Urwald käme. Besondere Festtage waren für mich, wenn zu uns einer der alten, bärtigen Afrikaner-Patres, die mein Vater aus Ostafrika kannte, zu Besuch kam. Da wich ich nicht, um ja kein Wort der Unterhaltung zu verlieren. Ja, ich vergaß sogar meinen Hans darüber. Meine Eltern führten ein sehr gastliches Haus, obwohl sie selbst kaum zu Gesellschaften ausgingen.

In der Hauptsache verkehrten Geistliche aus allen Kreisen bei uns. Mein Vater wurde im Laufe der Jahre immer religiöser. So oft es ihm seine Zeit erlaubte, fuhr er mit mir zu all den Wallfahrtsstätten und Gnadenorten meiner Heimat, sowohl nach Einsiedeln in der Schweiz wie nach Lourdes in Frankreich. Inbrünstig erflehte er den Segen des Himmels für mich, daß ich dereinst ein gottbegnadeter Priester würde. Ich selbst war auch tief gläubig, soweit man dies als Knabe in den Jahren sein kann, und nahm es mit meinen religiösen Pflichten sehr ernst. Ich betete in wahrhaft kindlichem Ernst und war sehr eifrig als Ministrant tätig. — Von meinen Eltern war ich so erzogen, daß ich allen Erwachsenen und besonders Älteren mit Achtung und Ehrerbietung zu begegnen hätte, ganz gleich aus welchen Kreisen sie kämen. Überall, wo es notwendig ist, behilflich zu sein, wurde mir zur obersten Pflicht gemacht. Ganz besonders wurde ich immer darauf hingewiesen, daß ich Wünsche oder Anordnungen der Eltern, der Lehrer, Pfarrer usw., ja aller Erwachsenen bis zum Dienstpersonal unverzüglich durchzuführen bzw. zu befol-

gen hätte und mich durch nichts davon abhalten lassen dürfe. Was diese sagten, sei immer richtig.

Diese Erziehungsgrundsätze sind mir in Fleisch und Blut übergegangen. — Ich kann mich noch gut entsinnen, wie mein Vater — der als fanatischer Katholik ein entschiedener Gegner der Reichsregierung und deren Politik war — seinen Freunden stets vor Augen hielt, daß, trotz aller Gegnerschaft, die Gesetze und Anordnungen des Staates unbedingt zu befolgen wären.

Schon von klein auf wurde ich zu einem festen Pflichtbewußtsein erzogen. Es wurde in meinem Elternhaus streng darauf geachtet, daß alle Aufträge genau und gewissenhaft ausgeführt wurden. Jedes hatte immer einen gewissen Pflichtenkreis. Mein Vater achtete besonders darauf, daß ich alle seine Anordnungen und seine Wünsche peinlichst befolgte. So erinnere ich mich noch, daß er mich eines Nachts aus dem Bett holte, weil ich die Satteldecke im Garten hatte hängen lassen, anstatt sie, wie er angeordnet, im Schuppen zum Trocknen aufzuhängen. Ich hatte es einfach vergessen. Immer wieder belehrte er mich, daß aus den kleinen, oft unbedeutend scheinenden Nachlässigkeiten zu meist großer Schaden entstünde. Mir war dies damals nicht ganz begreiflich, doch später habe ich, durch bittere Erfahrung belehrt, gelernt, diesen Grundsatz zu beherzigen.

Zwischen meinen Eltern bestand ein gütiges, liebevolles Verhältnis voll Achtung und gegenseitigem Verstehen. Doch habe ich nie erlebt, daß sie zueinander zärtlich waren. Aber auch ebenso wenig fiel je ein ärgerliches oder gar böses Wort zwischen ihnen. Während meine zwei um vier bzw. sechs Jahre jüngeren Schwestern sehr anschniegig und stets um die Mutter waren, lehnte ich jeden Zärtlichkeitsbeweis, schon von frühester Jugend an, strikt ab, zum steten Bedauern meiner Mutter, aller Tanten und Verwandten. Ein Händedruck und einige sparsame Dankesworte waren das Äußerste, was man von mir erwarten konnte.

Obwohl mir doch beide Eltern sehr zugetan waren, konnte ich nie den Weg zu ihnen finden in all dem großen und kleinen Kummer, der so ein Jungenherz ab und zu mal bedrückt. Ich machte dies alles mit mir selbst ab. Mein einziger Vertrauter war mein Hans — und der verstand mich, nach meiner Ansicht. — Meine beiden Schwestern hingen sehr an mir und versuchten immer und immer mit mir in ein liebes, gutes Verhältnis zu kommen. Ich mochte aber nie mich mit ihnen abgeben. Ich spielte nur mit ihnen, wenn ich dies mußte. Dann ärgerte ich sie so lange, bis sie weinend zur Mutter liefen. So manchen Schaber-

nack habe ich ihnen gespielt. Trotzdem blieben sie mir innigst zugetan und bedauern es — noch heute —, daß ich nie ein wärmeres Gefühl für sie aufbringen konnte. Sie sind mir immer fremd geblieben.

Meine Eltern, meinen Vater sowie meine Mutter, achtete ich sehr und sah mit Verehrung zu ihnen auf. Doch Liebe — Elternliebe, wie ich sie später kennenlernte — brachte ich nicht für sie auf. Woran das lag, ist mir nicht erklärlich, auch heute finde ich noch keine Gründe hierfür.

Ich war *nie* etwa ein braver Junge oder gar ein Musterknabe. Machte all die Streiche, die eben so ein Jungen-, „Hirn“ in diesen Jahren erfindet. Tollte mit anderen Jungen in den wildesten Spielen und Schlägereien, wie es sich gerade bot. Obwohl es immer für mich Zeiten gab, wo ich ganz für mich allein sein mußte, hatte ich immer genug Spielgefährten.

Ich ließ mir nichts gefallen und setzte mich immer durch. Wurde mir Unrecht getan, so ruhte ich nicht eher, bis dies — nach meiner Ansicht — gesühnt war. Darin war ich unerbittlich und bei meinen Klassenkameraden gefürchtet. Eigenartigerweise saß ich während meiner ganzen Gymnasialzeit mit einem Mädchen, einer Schwedin, die Ärztin werden wollte, auf einer Bank. Wir haben uns all die Jahre gut kameradschaftlich verstanden und uns nie überworfen. (...)

In mein 13. Lebensjahr fällt ein Ereignis, das ich als ersten Einbruch in meine, von mir so ernst genommene religiöse Welt bezeichnen muß. —

Bei der üblichen Rauferei um den Vorantritt in die Turnhalle stieß ich einen Klassenkameraden unbeabsichtigt die Treppe hinunter. Dabei brach er sich einen Fußknöchel. Im Lauf der Jahre sind gewiß Hunderte von Schülern diese Treppe hinuntergesehelt, ich auch einige Male, ohne ernstliche Verletzungen. Dieser hatte nun solch Pech. Ich wurde mit zwei Stunden Karzer bestraft. — Es war an einem Samstagvormittag. Nachmittags ging ich, wie immer jede Woche, zur Beichte und beichtete auch diesen Vorfall treu und brav. Zu Hause sagte ich aber nichts darüber, um den Eltern den Sonntag nicht zu verderben. Sie würden es in der kommenden Woche früh genug erfahren. Am Abend war mein Beichtvater, der ein guter Freund meines Vaters war, bei uns zu Gast. Am anderen Morgen wurde ich von meinem Vater wegen besagtem Vorfall zur Rede gestellt und bestraft, weil ich ihm dies nicht gleich gemeldet hatte. Ich war völlig niedergeschmettert, nicht wegen der Strafe, sondern wegen

des unerhörten Vertrauensbruches meines Beichtvaters. Es wurde doch immer gelehrt, daß das Beichtgeheimnis so unverbrüchlich sei, daß selbst die schwersten Verbrechen, die dem Beichtvater in der heiligen Beichte anvertraut würden, nicht angezeigt werden dürften. Und nun hatte der Priester, zu dem ich solch starkes Vertrauen hatte und der mein ständiger Beichtvater war, der mein ganzes kleines Sündenleben in- und auswendig kannte, das Beichtgeheimnis gebrochen um solch einer Nichtigkeit! Nur er konnte meinem Vater den Vorfall erzählt haben. Denn weder mein Vater noch meine Mutter, noch sonst jemand vom Hause war an dem Tage zur Stadt gewesen. Unser Telefon war nicht in Ordnung. Keiner meiner Klassenkameraden wohnte in unserer Gegend. Es war auch außer meinem Beichtvater niemand zu Besuch gekommen. Ich habe lange, lange Zeit immer wieder alle Einzelheiten darüber nachgeprüft, weil es mir so etwas Ungeheuerliches war. Ich war aber damals — bin es heute auch noch — fest davon überzeugt, daß das Beichtgeheimnis von meinem Beichtvater verletzt worden war. Mein Vertrauen zum geheiligten Priesterstand war zerbrochen, und Zweifel begannen sich in mir zu regen. Zu diesem, meinem bisherigen Beichtvater, ging ich nicht mehr zur Beichte. Von ihm und meinem Vater deswegen zur Rede gestellt, konnte ich mich ausreden, daß ich in unserer Schulkirche bei unserem Religionslehrer zur Beichte ginge. Dies war meinem Vater plausibel, ich bin aber fest überzeugt, daß mein ehemaliger Beichtvater den wahren Grund ahnte. — Er hat alles versucht, mich wieder zurückzugewinnen, — ich konnte nicht mehr. Ja, ich ging noch weiter — ich ging, wenn es sich irgend machen ließ, überhaupt nicht mehr zur Beichte —, weil ich nach dem Vorfall den Geistlichen nicht mehr für vertrauenswürdig erachtete. In der Religionslehre wurde gesagt, daß, wer ohne Beichte zur hl. Kommunion ginge, von Gott schwer bestraft würde. Es sei vorgekommen, daß solche Sünder tot an der Kommunionbank umgefallen seien.

In meinem kindlichen Unverstand bat ich flehentlichst unseren Herrgott um Nachsicht, daß ich nicht mehr gläubig beichten könne und daß er mir meine Sünden, die ich ihm herbetete, verzeihen möge. So glaubte ich mich meiner Sünden ledig und ging mit bebendem Herzen und an der Richtigkeit meines Vorgehens doch zweifelnd zur Kommunionbank in einer fremden Kirche. Es geschah nichts! — Und ich armseliger Erdenwurm glaubte, daß Gott mein Gebet erhört und mit meinem Vorgehen einverstanden sei.

Mein bis dahin in diesen Dingen des Glaubens so ruhiges und sicher geleitetes Gemüt war schwer erschüttert. Die tiefe, wahrhaftige, kindliche Gläubigkeit war zerbrochen.

Im darauffolgenden Jahr starb plötzlich mein Vater. Ich kann mich nicht entsinnen, daß dieser Verlust mir besonders naheging. Auch war ich noch zu jung, um die ganze Tragweite zu übersehen. Und doch sollte der Tod meines Vaters meinem Leben einen ganz anderen Verlauf geben als er es wollte.

Rudolf HÖSS: Kommandant in Auschwitz

Begleittext

Die Sola ist ein Fluß, der die östliche Grenze des Vernichtungslagers bildete.

„Wenn ich mir vorzustellen versuche, wie die einzelnen gestorben sind, unter welchen Umständen, unter welchen Schmerzen, Flüchen, Gebeten, Schreien, dann wird das ein gigantisches Konzert.“

Heinrich Böll

Stichworte

12 Familienleben unter Todgeweihten

Rudolf Höß

Ja, meine Familie hatte es in Auschwitz gut. Jeder Wunsch, den meine Frau, den meine Kinder hatten, wurde erfüllt. Die Kinder konnten frei und ungezwungen leben. Meine Frau hatte ihr Blumenparadies. Die Häftlinge taten alles, um meiner Frau, um den Kindern etwas Liebes zu tun, um ihnen eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Es wird wohl auch kein ehemaliger Häftling sagen können, daß er je in unserem Haus irgendwie schlecht behandelt worden sei. Meine Frau hätte am liebsten jedem Häftling, der irgend etwas bei uns zu tun hatte, etwas geschenkt. Die Kinder bettelten dauernd bei mir um Zigaretten für die Häftlinge. An den Gärtnern hingen die Kinder besonders. In der ganzen Familie war die Liebe für die Landwirtschaft, besonders für alle Tiere, hervorstechend. Jeden Sonntag mußte ich mit allen über die Felder fahren, durch die Ställe gehen, auch die Hundeställe durften nie versäumt werden. Unseren beiden Pferden und dem Fohlen galt die besondere Liebe. Immer hatten auch die Kinder im Garten besonderes Viehzeug, das die Häftlinge immer angeschleppt brachten. Ob Schildkröten oder Marder, ob Katzen oder Eidechsen, stets gab es was Neues, Interessantes im Garten. Oder sie planschten im Sommer im Planschbecken im Garten oder in der Sola. Ihre größte Freude war jedoch, wenn Vati mitbadete. Der hatte nur wenig Zeit für all die Kinderfreuden. Heute bereue ich es schwer, daß ich mir nicht mehr Zeit für meine Familie nahm. Ich glaubte ja immer, ich müsse ständig im Dienst sein. Mit diesem übertriebenen Pflichtbewußtsein habe ich mir das Leben selbst immer schwerer gemacht, als es an und für sich schon war. Meine Frau hat mich oft und oft gemahnt: Denk nicht immer an den Dienst, denk auch an deine Familie. Doch was wußte meine Frau von den Dingen, die mich bedrückten, – sie hat es nie erfahren.

Max BROCKELMANN: Mit der sterbenden Mutter im gleichen Bett

Begleittext

Dieser Text wurde 1884 verfaßt. Geschichte auf einen Ausschnitt zu konzentrieren, führt zu Plastizität, Mitleidenschaft und zu einer klareren Sicht der Dinge als es je eine noch so umfangreiche Statistik oder historische Darstellung vermag.

Jüngste Geschichte ist lebendig in den noch Lebenden.

Die Spuren ihres Lebens festzuhalten, könnte wichtiger Bestandteil pädagogischer, aber auch politischer Arbeit sein.

In der Biographie alter Menschen den Kontrast zur eigenen Lebenswirklichkeit zu sehen, ermöglicht den klareren Blick.

Idee: Erzählabend gemeinsam mit alten Menschen veranstalten, dabei lernen, aufmerksam zuzuhören und das Gehörte in Zeitzusammenhänge einzuordnen.

Stichworte

13 Mit der sterbenden Mutter im gleichen Bett

Max Brockelmann

Da der Vater nichts vorgefunden und mitgebracht hatte, war er genötigt, so rasch wie möglich auf Arbeitssuche zu gehen, wohin, wußte er selber nicht. Die Mutter war weiter gezwungen, bei den Bauern den Tag dreißig Pfennig zu verdienen und uns Kinder davon zu ernähren. Da kam mit der zweiten Hälfte des Monats April die Zeit, Kartoffel anzupflanzen; woher aber die Saat bekommen. Da machte sie sich auf den Weg nach ihrem Elternhause, wo sie vom Stiefvater die letzte Rate von dem ihm zur Aufbewahrung gegebenen Gelde abholen wollte, und sie hoffte, von der Stiefschwester ein paar Scheffel Saatkartoffeln zu bekommen. Ihre Hoffnung hatte sich aber nicht nur nicht erfüllt, sondern sie wurde in ihrer großen Not auch noch betrogen. Saatkartoffeln bekam sie keine mit der Ausrede, es seien für sie keine übriggeblieben. Den Rest des Geldes im Betrag von vier Mark stritt ihr Stiefvater ab, indem er sagte, sie habe schon alles bei ihm abgehoben.

Von diesem ihrem letzten Gang zu Hause angekommen, erzählte sie alles unter Tränen, oder richtiger: sie hatte keine Tränen mehr. Dann klagte sie über heftige Seitenschmerzen und mußte sich noch am selben Tag zu Bett legen.

Fünf oder sechs Tage hatte sie gelegen. Zum Essen gab es außer einem halben Scheffel Kartoffeln rein nichts. Frau Hensel, die Frau des Nachtwächters, selbst arm, brachte einmal etwas Suppe herauf, meine Mutter lehnte ab mit den Worten: „Gib man meinen armen Kindern, mir hilft ja doch nichts mehr, ich muß ja sterben.“ Als Frau Hensel sie fragte, ob sie gerne sterbe, sagte sie: „Ja, ich sterbe gerne, bloß meine armen Kinder tun mir leid.“ Den vorletzten Tag sagte sie: „Nun ist's mir schon gleichgültig, mag aus den Kindern werden, was da wolle, wenn mich bloß Gott von all meiner Qual erlösen wollte.“

Mein älterer Bruder, der, nun vierzehn Jahre alt, auf einem Abbau desselben Dorfes beim Bauern im Dienste war, kam ahnungsvoll des Abends noch herangestürmt. Er warf sich über sie, weinte und küßte ihre Hände mit den Worten: „Die Hände werden mich nicht mehr bewaschen, nicht mehr benähen, wir haben bald keine Mutter mehr!“ Dann mußte er zurück zu seinem gewalttätigen Dienstherrn.

Ich und meine jüngere Schwester legten uns zu Mutter ins Bett.

Da — des Nachts, es war völlig dunkel, wir hatten zwar eine kleine Lampe, doch kein Petroleum, und so konnte ich kein Licht machen — da weckte mich die Mutter: ich solle doch man aufstehen und in dem eisernen Ofen Feuer machen, es friere sie so sehr. Ich war denn auch aufgestanden, hatte Feuer gemacht, das bißchen Holz, welches noch da war, aufgelegt und wieder zu ihr ins Bett gegangen. Der Ofen war ausgebrannt. Da weckt mich meine Mutter zum zweitenmal und gab mir die schönsten Wörter: ich solle doch man aufstehen und suchen, vielleicht fände ich noch ein paar Holzsplitter, denn sie halte es vor Kälte nimmer aus. So stand ich zum zweitenmal auf, suchte und fand noch etwas Holz, mit dem ich noch einmal im Ofen Feuer machte. „So, so, mein Söhnchen, nun komme man wieder zu Bett.“ Das waren ihre letzten Worte.

Da war ich wieder eingeschlafen und hatte einen Traum, den ich nicht vergessen werde, und sollte ich hundert Jahre alt werden. Ich träumte: die Mutter war gestorben und, als ich dann so traurig einherging, wachte sie wieder auf, und meine Trauer wandelte sich in helle Freude. Als ich in meiner Freude einherhüpfte und sprang, da — wachte ich auf.

Es war schon hell in der Stube. Mein erster Blick war nach der Mutter Antlitz. Es war weiß. Der Mund stand offen. Der rechte Arm hing aus dem Bett. Ich schüttelte ihren Kopf und rief: „Mutter! Mutter!“ Sie konnte nicht mehr antworten. Sie war tot. Auf meinen Schrei wurde auch die Schwester wach und, nachdem wir ein Weilchen geweint hatten, überkam uns ein Gruseln. Wir zogen uns die Decke über die Köpfe und lagen nun so da — die tote Mutter, ich und meine Schwester, bis nach einer Weile der Bruder angelaufen kam, der ja schon am Abend vorausgesehen hatte, wie es kommen werde . . .

Woran war die Mutter gestorben? Eine richtige Antwort darauf wußte keiner. Und es kümmerte sich auch niemand darum. Viele Jahre später hatte ich eine Unterhaltung mit jemandem, der meine Mutter gekannt hat. Wie zu Stein erstarrte ich, als ich von ihm die Worte vernahm: „Sie ist verhungert.“ Es wurde mir, als ob der Mann einen Schleier von meinen Augen gezogen hätte, denn richtig hatte sie ja während der sechs Tage auf dem Krankenbette nichts genossen. Die Suppe, die Frau Hensel einmal heraufgebracht, überließ die Mutter uns Kindern. Und sonst hat ihr kein Mensch etwas angeboten.

Stichworte

14 Die Liebe ist so verschieden

Günter Herburger

„Weißt du, ich stelle mir die Liebe wie ein Haus vor, das mir gehört. Vielleicht unser kleines Haus an der Schnellstraße. Es riecht nach uns. Ich kenne den Duft. Die Liebe, und ich war oft verliebt, in viele, auch in dich, vielleicht ein paar Sekunden, doch keiner hat es gemerkt, der Fehler liegt bei mir... Die Liebe“, sagte sie langsam, „die Liebe ist für mich keine Überraschung. So darf sie nicht sein. Sie würde dann zu schnell vergehen. Und das möchte ich nicht. Die Liebe muß ewig dauern, sonst gilt sie nichts. Die Liebe muß eine Gewohnheit werden, wie Kleider anziehen, wie arbeiten gehen, wie essen und trinken, wie die Wohnung heizen. Die Liebe ist nichts wert, wenn man Herzklopfen bekommt und nicht mehr atmen kann. Die Liebe ist etwas, nach dem man in der Kindheit, als man klein war, gesucht hat, und nach dem man, als man erwachsen war, sich immer noch sehnt, weil man sterben muß. Die Liebe“, sagte sie lauter, „ist ein Elefant, außen dick und innen dünn. Sie ist so verschieden.“

Begleittext

Idee: So kann eine Geschichte entstehen. Das Erleben wird von unterschiedlichen Seiten erzählt. Der eine hört den anderen nicht. Seine Erzählung ist seine. Das Erleben des anderen ist seins, und so verdichtet sich das Geschehene in mehrere Sichtweisen. Unsere Lebensgeschichte zwingt uns unsere eigene Geschichten auf – auch wenn das Material jeweils gleich ist.

Gina Ruck-Pauquet hat nach dieser Methode ein ganzes Buch gestaltet. Beziehungen werden jeweils von zwei Seiten ausgeleuchtet.

Impuls: Kann man die eigene Liebesgeschichte so erzählen?

Stichworte

Gina Ruck-Pauquet

Benjamin

Der Raum war voller Wasser, knöcheltief. Und von irgendwoher rann immer noch Wasser dazu. Die Sachen hatte er vorher schon rausgezerrt. Jetzt stand nur noch das Sofa da. Entweder es stand noch, oder es schwamm schon. Auf dem Sofa lagen das Mädchen und er. Sie streichelten sich, und dann taten sie es. Sie taten es zum erstenmal miteinander. Möglich, daß es ohne den Wasserrohrbruch überhaupt nicht dazu gekommen wäre.

Sie war eine Verrückte, wie er ein Verrückter war, und das war eine Wahnsinnsituation. Wenn seine Mutter runterkäme, würde sie vom Schlag getroffen ins Wasser fallen und ertrinken.

Später lagen sie still.

„Wir sind abgefahren“, sagte Benjamin leise. „Wohin willst du?“

„Überallhin“, sagte Janka. „Nur an keinen Ort.“

So war Janka. So war sie damals gewesen. Wie er war sie, fremd und nicht dazugehörig, mißtrauisch und einsam und verletzt und auf der Suche.

„Wir sind zwei, die sich in einer Wüste begegnen“, hatte sie mal gesagt.

Die Wüste, das war die Welt ringsum, und vor allem war das dieser verdammte Laden seiner Mutter, in dem sie beide arbeiteten. Sie als Friseurin und er als Begrüßer, als Lippenstiftverkäufer, Nagellackanpreiser, Parfumschnüffler, Geldzähler und potentieller Erbe.

Das war, nachdem er sein Studium abgebrochen hatte. Wer hielt das schon aus, sich Tag für Tag systematisch mit Wissen anzufüllen, das nichts mit dem Leben zu tun hatte?

Und nachts in den Kneipen dann die Begegnung mit der Wirklichkeit, den Menschen und ihren Geschichten. Mit dem Heulen und Zähneklappern gegen Morgen, mit dem großen Kotzen.

Manchmal hatte Benjamin einen getroffen, der war wie er. Sie hatten die Realität zerredet, bis ihre Scherben anfangen zu leuchten von einer Hoffnung her, an die sie glaubten.

Sie hatten gesoffen und Musik gemacht. Sie hatten ihr Geld zusammengekratzt und einem Penner eine kleine Zukunft gebaut, eine Zukunft aus Frikadellen, ein paar Flaschen Wein und einer Fahrkarte nach irgendwo.

Benjamin war wieder zu Hause gelandet, bei seiner Mutter. Sei-

nen Vater hatte er nicht gekannt. Die Mutter hatte ihn nicht geheiratet. Als Benjamin noch klein war, hatte er sich vorgestellt, daß sein Vater ein Seeräuber war, ein Pirat, riesig und wild. Wer sonst hätte es auch geschafft, seine Mutter zu besiegen?

Später hatte er begriffen, daß sie nicht besiegt war, sondern mächtig. So wuchsen in seiner Vorstellung auch die anderen Frauen zu einer Größe heran, die ihn bedrückte und ängstigte.

Nur Janka war anders. War traurig und hungrig und voller Sehnsucht nach Zärtlichkeit wie eine ausgesetzte Katze. Und sie träumte den gleichen Traum wie er: Den Traum von einer Welt, in der die Menschen galten, was sie wirklich waren.

Damals hatten sie beschlossen, miteinander wegzugehen. Dann hatte Janka das Kind gekriegt, und langsam, sehr langsam war alles anders geworden. Benjamins Mutter hatte ihnen eine Wohnung eingerichtet, und Janka hatte angefangen, Vorhänge zu nähen und für ihn zu kochen. Benjamin liebte sein Kind. Es war ein Mädchen. Er ließ es auf seinem Knie hopsen und erzählte ihm, daß die Welt schön sei. Voll geheimnisvoller Plätze und wunderbarer Menschen.

Janka hatte nun nicht mehr soviel Zeit. Benjamin fuhr allein zu einem Protest der Atomgegner, er traf seine Freunde wieder, und von irgendwoher brachte er einen Inder mit, der Mandu hieß und obdachlos war.

„Mandu heißt Blaukehlchen“, sagte Benjamin. „Schau, er ist ein ganz besonderer Typ“, sagte er.

Und er erinnerte sich noch jetzt, daß sie geantwortet hatte: „Laß die Asche nicht auf den Teppich fallen.“

Mandu zog wieder aus, andere kamen und gingen, und Janka sagte, daß es ihr zuviel sei. Sie arbeitete längst wieder im Geschäft. Das Kind nahm sie mit.

Abends machte sie die Wohnung sauber, und Benjamin ging noch auf eine Stunde fort. Einmal kam er erst gegen Morgen, und er hatte seine Jacke verloren. Da schrie sie ihn an, und er sah, daß sie zugenommen hatte und daß sie eine Frau war wie andere Frauen auch.

Es war ihr wichtig geworden, Dinge zu besitzen und Ordnung zu halten, und sie nahm es ihm übel, wenn er am Ersten kein Geld mehr hatte und zu seiner Mutter ging, die liebevoll war oder verärgert und manchmal zerstreut.

Janka hatte sich von ihm entfernt. Sie hatte ihren gemeinsamen Traum verraten. Es kam die Zeit, da Benjamin es im Geschäft nicht mehr aushielt.

„Die Zeit geht dahin“, sagte er. „Ich habe noch nichts erreicht. Wie kann ich mich damit beschäftigen, Nagellack anzupreisen?“ „Du hast ein Kind“, sagte Janka. „Deine Mutter wird dich erben. Und was dann?“

Abends griff sie nach ihm, legte die Hand mit den langen, roten Fingernägeln auf seine Haut und versuchte, ihn an sich zu ziehen.

Aber sie war übergelaufen auf die Seite der Frauen, die ihn ängstigten. Diese Frauen, die Tag für Tag im Geschäft unter der Haube saßen, eine Illustrierte in der Hand, mit leicht gespreizten Beinen, so daß er sich ihr Geschlecht vorstellen mußte – Muschel neben Muschel, geöffnet und erwartungsvoll.

Benjamin floh in die Kneipe, er legte sich mit denen an, die nach der Todesstrafe schrien. Versuchte, ihnen klar zu machen, daß sie schlimmer waren als die Mörder, die sie verurteilten.

Denn die Mörder hatten eine Idee gehabt, einen Wunsch, eine Gier, einen Haß. Sie selber aber wollten nur ausrotten, was anders war als sie. Weil sie sich zum Bild erhoben für alle.

Tief in der Nacht, wenn er heimging, rannen ihm die Tränen übers Gesicht. Leise betrat er die Wohnung, um Janka nicht aufzuwecken, und er schlief bis in den Mittag hinein und wachte ohne Hoffnung auf.

Als sie ihm sagten, daß seine Mutter Janka das Geschäft vererben würde, war es ihm recht. Für Janka war es wichtiger. Wenn sie sich darum kümmerte, war auch das Kind in Sicherheit.

Er fand einen Job bei einer Zeitung, wo ein Freund von ihm Redakteur war. Er recherchierte und redete mit Leuten. Manchmal hatten sie jetzt gute Stunden miteinander, Janka und Benjamin: Wenn sie in ein Landgasthaus führen und lachten wie früher. Wenn sie mit dem Kind im Zoo waren, oder wenn einer von Benjamins Freunden Janka gefiel.

Manchmal brüllten sie sich an.

„Hau ab!“ schrie Janka dann. „Geh zum Teufel und laß dich nicht mehr sehen!“

Im Herbst brachte Benjamin in einer Nacht den Hund mit. Es war ein großer Hund, und er hatte ihn für zweihundert Mark einem abgekauft, der ihn nicht mehr wollte. Janka wollte den Hund auch nicht. Aber dann nahm sie ihn doch.

Jetzt fuhr sie mit Kind und Hund ins Geschäft. Sie schaffte das alles. Sie war eine tüchtige Frau. Sie wechselte ihre Reifen selber, legte elektrische Leitungen, kochte Kakao für die Freunde des Kindes und pflegte seine Mutter, als sie krank war.

Sie brauchte ihn nicht. Niemand brauchte ihn. Manchmal fragte sich Benjamin, warum er heimging. Wie ein Köter, dem Geruch nach, ging er heim.

Es ist die Illusion einer Geborgenheit, die mich führt, dachte Benjamin. Ich will ein Nest, und ich hab ein Nest. Aber es ist ein Nest in einer Seifenblase.

Die Arbeit für die Zeitung hatte ihm anfangs Spaß gemacht. Dann begriff er, daß es keine Unabhängigkeit gab. Auch dieses Blatt mußte Rücksicht auf die Empfindlichkeit der Inserenten nehmen. Man zwang ihn, eine Meldung umzuformulieren, bis sie ihm verfälscht erschien.

„Ich kann das nicht länger machen“, sagte er. „Verstehst du?“

„Mein Gott“, sagte Janka, „auch du wirst nicht umhin kommen, dich einmal irgendwo anzupassen.“

Es war ein Winterabend. Der Fernseher lief. Janka hatte Pizza mitgebracht. Sie roch nach dem Laden, und zum erstenmal sah Benjamin Make-up in ihrem Gesicht.

Das Kind spielte auf dem Teppich mit einer Puppe, die man füttern konnte und die sich dann die Hosen vollmachte. Der Hund hatte einen Knochen aus Büffelfell. Es war alles in Ordnung.

„Papa“, sagte das Kind.

„Ja“, sagte Benjamin.

Er nahm seinen Mantel vom Haken, zog in an, öffnete die Haustür, schloß sie hinter sich und ging.

16 Überall hin, nur an keinen Ort

Gina Ruck-Pauquet

Janka

„Auf die Art verschwinden hier jährlich -zig Menschen“, hat der Polizist ihr erklärt. „Sie sagen, sie gehn mal an die frische Luft, zum Briefkasten oder Zigaretten holen, und sind weg. Spurlos. Überwiegend Männer“, hat der Polizist gesagt.

Es sind jetzt drei Wochen, seit Benjamin gegangen ist. Janka hat gewartet. Sie hat geweint und getobt, sie hat wachgelegen in langen Nächten, und sie hat mit den Freunden gesprochen.

„Der kommt wieder!“

Immer haben sie gesagt, daß er wiederkommt. Aber er ist nicht wiedergekommen, und Janka macht sich Sorgen, wie er es schaffen wird ohne sie.

„Wohin fahren wir?“ fragt das Kind.

„Willst du auf den Turm?“ fragt Janka. „Von da oben kann man über die ganze Stadt sehen.“

Tina nickt. Janka parkt den Wagen und nimmt das Kind bei der Hand. Einen Teil der Stufen trägt sie Tina hinauf. Die Plattform führt rund um den Turm. Sie ist gut abgesichert. Außer der hüft-hohen Mauer ist noch ein Gitternetz aus Eisen angebracht.

„Schau“, sagt Janka, „wie der Fluß glitzert. Und da drüben, wo die gelben Häuser sind, da wohnen wir.“

Über die Brücke war Janka einmal in diese Stadt gekommen. Das ist nun Jahre her. Es war nach dem Tod ihrer Eltern gewesen. Sie waren mit dem Auto verunglückt, und manchmal schien es Janka, als hätten sie damit einen letzten Beweis für ihre These erbringen wollen, daß das Leben schrecklich und gefährlich war, und daß es keinen Sinn hat, Vertrauen zu haben.

Jankas Vater war ein kleiner, zarter Mann gewesen, voll von Ängsten und Befürchtungen, die sich schließlich immer als gerechtfertigt erwiesen. Ihre Mutter hatte ihm in allem zugestimmt.

„Glaube nichts, was man dir sagt“, hatten sie Janka eingeprägt.

„Die Menschen sind schlecht. Sprich mit keinem über deine Verhältnisse. Laß niemanden in dich hineinschauen.“

Jankas Vater hatte eine Sammlung toter Schmetterlinge gehabt, die sie traurig gemacht hatten, als sie ein Kind war. Manchmal hatte sie heimlich einen von ihnen angehaucht. Er sollte fliegen. Aber er war nicht wieder lebendig geworden.

Jankas Mutter hatte Vorräte gelagert und eingekocht. Notfalls hätten sie einen dreißigjährigen Krieg in der Wohnung überleben können, ohne zu darben.

Trotzdem glaubte Janka nicht, daß ihre Mutter wirklich ängstlich gewesen war. Sie hatte sich angepaßt, hatte sich den Vorstellungen ihres Mannes entsprechend verhalten und ihn bestätigt, bis in den Tod hinein.

Danach war Janka allein gewesen. Sie hatte keine Freunde gehabt. Männern gegenüber hatte sie sich scheu verhalten. Und als sie sich endlich doch mit einem einließ, vermochte sie so wenig von sich zu geben, daß er glaubte, er interessiere sie nicht, und bald nicht mehr wiederkam.

Janka hatte das gespürt, aber sie hatte es nicht ändern können. Die Gebote, nach denen sie erzogen worden war, umstanden sie wie Mauern. Sie begriff ihre Situation, aber sie fand den Eingang nicht zu dem Labyrinth, das sie selber war.

Da traf sie Benjamin, und er war traurig und ratlos wie sie. Er

projizierte die bunten Bilder seiner Wünsche für Janka in eine Welt hinein, die sie als grau erlebte. Und es ergab sich, daß seine Wünsche auch die ihren waren.

Zum erstenmal konnte Janka sich eingestehen, daß es sie danach verlangte, von jemandem erkannt zu werden. So zeigte sie sich Benjamin ohne Vorbehalt, und sie vertraute ihm.

Sie würden einander nie verlassen, denn sie waren das Geschwisterpaar aus dem Märchen. Die Brunnen waren vergiftet, hinter den Bäumen lauerten böse Mächte mit ihren Zaubersprüchen und ihrer Hexenkraft. Ihnen aber würde nichts geschehen.

„Schau, Mama“, ruft Tina, „wie bunt die Autos in den Straßen sind!“

„Ja“, sagt Janka. „Die Autos und die Straßen, und die Häuser und die Bäume und die Kirchen. Die Parks und hinter den Parks die Vororte und dahinter die Wälder, die Dörfer und andere Städte.“

Irgendwo da unten war Benjamin, drei Kilometer von ihr oder tausend, und die Entfernung war immer gleich groß.

Sie hatten einen Wohnwagen gewollt. Ein alter VW-Bus hätte genügt. Und sie wollten hinausziehen, um den Menschen an anderen Orten zu begegnen. Menschen, die waren wie sie selber, ohne Habgier, sanft und friedlich und voller Hoffnung.

Janka lächelt und wischt sich mit dem Handrücken die Tränen fort.

Das Kind greift nach ihrer Hand.

„Warum sagst du nichts?“

„Da drüben bist du geboren worden“, sagt Janka. „In dem großen, weißen Krankenhaus. Wir waren sehr glücklich, als du zu uns kamst.“

„Warum?“ fragt das Kind.

„Weil wir nun drei waren“, sagt Janka.

„Und dann?“ fragt das Kind.

„Dann haben wir eine Wohnung bekommen mit einem Tisch und Stühlen und Betten, einem Herd und einem Schrank.“

„Warum—“ fragt das Kind.

„Damit du nicht frieren mußt“, sagt Janka. „Damit du dich nicht verläufst. Damit du nicht hungerst. Auf der Spitze des Kirchturms kann ein Kind nicht wohnen. Und nicht in einem Vogelnest.“

Tina lacht.

Was hätte ich tun sollen? denkt Janka. Er hat es nicht ertragen, und auch ich hab es anders gewollt.

Wir hatten einen Traum, Benjamin und ich. Aber wer träumt, für den muß ein anderer wachen. Einer muß achtgeben, weil es Nacht wird und kalt, weil das Brot alle ist und die Sohlen durchgelaufen.

Weil du nicht bereit warst, den Traum aufzugeben, habe ich ihn aufgeben müssen, denkt Janka. Warum ich? denkt sie. Aber warum hast du dich dann von mir abgewandt?

Er hatte sein Bettzeug genommen und war in die Kammer gezogen. Und sie hatte vor der Kammertür gesessen und geweint. „Du hast dich verändert“, hatte er gesagt. „Ich bin geblieben, wie ich war.“

„Man kann nicht bleiben, wie man ist“, hatte Janka geantwortet. „Man muß sich den Verhältnissen anpassen. Du hast ein Kind, und deine Freunde sind nicht besser.“

Er war nicht mehr ins Geschäft gekommen, weil ihn die Kundinnen anekelten und der Tand, den er verkaufte. Er hatte eine Erfindung gemacht, die sich dann doch nicht realisieren ließ. Er hatte von einem Job geschwärmt, den er nicht kriegte, hatte sein Geld weggeworfen, weil es für ihn Symbol einer Welt war, die er verachtete, und war in Depressionen versunken. Dann hatte er bei der Zeitung angefangen, um auch dort an sich selber zu scheitern.

„Wenn ich nicht aufrichtig leben kann, was ich wirklich bin, will ich nicht leben“, hatte Benjamin gesagt.

Janka hatte sich schuldig gefühlt. Sie hatte ihn verstanden. Sie verstand ihn immer noch. Durch Benjamin hatte die Welt für sie aufgehört, eine Wüste zu sein. Sie war ein Ort geworden, an dem Hoffnung möglich war, Hoffnung für alle.

Benjamin war gegangen, und die Welt war trotzdem nicht wieder zu einer Wüste geworden, weil das, was wir einmal erkennen, uns für immer bleibt.

Aber er hat mich gezwungen, meinen Traum aufzugeben, denkt Janka. Und was bin ich ohne ihn? Eine Mutter mit einem Kind. Eine Geschäftsfrau.

Sie denkt, daß es vielleicht vielen Frauen so ergeht, die Stenotypistinnen sind, Kinderwagenschieberinnen, Waschmittelkonsumentinnen, Groschenumdreherinnen, Arbeiterinnen und Hausfrauen. Sie alle sind einmal Mädchen gewesen mit Träumen voller Bedeutung und Schönheit, und sie haben die Absicht und die Kraft gehabt, Dinge zu tun und zu verändern. Aber eben diese Kraft war es auch, die sie fähig machte auszuharren, wo sie gebraucht wurden — fähig machte und zwang.

„Überwiegend Männer“, hatte der Polizist gesagt.

Benjamin war gegangen.

„Sieh da, die Vögel“, sagt das Kind.

Auf der Brüstung picken ein paar Spatzen nach Krumen. Dann breiten sie die Flügel aus und fliegen fort.

Eine Weile hab ich auch Flügel gehabt, denkt Janka.

Hat sie es ausgesprochen?

„Richtig wie ein Vogel?“ Tina schaut zu ihr hoch.

„So ähnlich“, sagt Janka.

„Und dann?“ fragt das Kind.

„Weißt du“, sagt Janka, „in einer Wohnung, wo man sich bücken muß und recken, um zu putzen und staubzuwischen und all das – da sind Flügel unpraktisch. Ich hab sie abgenommen, gefaltet und weggelegt.“

„Wohin?“ fragt das Kind. „Wohin hast du sie gelegt? In den Schrank?“ fragt es. „Mit Mottenpulver? Gib sie mir“, sagt das Kind.

„Sie sind nicht mehr da“, sagt Janka.

„Wo sind sie denn?“ fragt das Kind.

„Ich weiß es nicht.“

Für ein paar Augenblicke schauen sie hinunter in das Gewühl der Stadt, über deren Dächer sich die Sonne langsam rot färbt.

„Vielleicht hat der Papa sie mitgenommen“, sagt das Kind.

Und Janka sagt: „Vielleicht.“

„Wenn ich groß bin, will ich auch Flügel haben“, sagt Tina.

„Ich glaube, jeder Mensch hat einmal für eine Weile Flügel“, sagt Janka. „Komm“, sagt sie, „wir müssen jetzt heim.“

„Warum?“ fragt das Kind.

„Weil der Bello Hunger hat“, sagt Janka. „Er wartet auf uns.“

Bertolt BRECHT: Wer kennt wen?

Stichworte

17 Wer kennt wen?

Bertolt Brecht

Herr Keuner befragte zwei Frauen über ihren Mann.

Die eine gab folgende Auskunft:

„Ich habe zwanzig Jahre mit ihm gelebt. Wir schliefen in einem Zimmer und auf einem Bett. Wir aßen die Mahlzeiten zusammen. Er erzählte mir alle seine Geschäfte. Ich lernte seine Eltern kennen und verkehrte mit allen seinen Freunden. Ich wußte alle seine Krankheiten, die er selber wußte, und einige mehr. Von allen, die ihn kennen, kenne ich ihn am besten.“

„Kennst du ihn also?“ fragte Herr Keuner.

„Ich kenne ihn.“

Herr Keuner fragte noch eine andere Frau nach ihrem Mann.

Die gab folgende Auskunft:

„Er kam oft längere Zeit nicht, und ich wußte nie, ob er wiederkommen würde. Seit einem Jahr ist er nicht mehr gekommen. Ich weiß nicht, ob er wiederkommen wird. Ich weiß nicht, ob er aus den guten Häusern kommt oder aus den Hafengassen. Es ist ein gutes Haus, in dem ich wohne. Ob er zu mir auch in ein schlechtes käme, wer weiß es? Er erzählt nichts, er spricht mit mir nur von *meinen* Angelegenheiten. Diese kennt er genau. Ich weiß, was er sagt, weiß ich es? Wenn er kommt, hat er manchmal Hunger, manchmal aber ist er satt. Aber er ißt nicht immer, wenn er Hunger hat, und wenn er satt ist, lehnt er eine Mahlzeit nicht ab. Einmal kam er mit einer Wunde. Ich verband sie ihm. Einmal wurde er hereingetragen. Einmal jagte er alle Leute aus meinem Haus. Wenn ich ihn ‚dunkler Herr‘ nenne, lacht er und sagt: Was weg ist, ist dunkel, was aber da ist, ist hell. Manchmal aber wird er finster über dieser Anrede. Ich weiß nicht, ob ich ihn liebe. Ich ...“

„Sprich nicht weiter“, sagte Herr Keuner hastig. „Ich sehe, du kennst ihn. Mehr kennt kein Mensch einen andern als du ihn.“

James AGGREY: Der Adler

Begleittext

James Aggrey erzählt eine Parabel und meint die Völker Afrikas. In welche Sonnen müssen wir schauen, um uns zu erheben?

„Angesichts des fehlenden Friedens

*In ausgetrockneten Wäldern
am Fuße toter Seen
auf den letzten Regen
warten?*

*Wir leben noch
und
bewegen nichts“*

Christa Bley

Stichworte

18 Der Adler

James Aggrey

Ein Mann ging in einen Wald, um nach einem Vogel zu suchen, den er mit nach Hause nehmen konnte. Er fing einen jungen Adler, brachte ihn heim und steckte ihn in den Hühnerhof zu den Hennen, Enten und Truthühnern. Und er gab ihm Hühnerfutter zu fressen, obwohl er ein Adler war, der König der Vögel.

Nach fünf Jahren erhielt der Mann den Besuch eines naturkundigen Mannes. Und als sie miteinander durch den Garten gingen, sagte der: „Dieser Vogel dort ist kein Huhn, er ist ein Adler!“

„Ja“, sagte der Mann, „das stimmt. Aber ich habe ihn zu einem Huhn erzogen. Er ist jetzt kein Adler mehr, sondern ein Huhn, auch wenn seine Flügel drei Meter breit sind.“

„Nein“, sagte der andere. „Er ist noch immer ein Adler, denn er hat das Herz eines Adlers. Und das wird ihn hoch hinauffliegen lassen in die Lüfte.“

„Nein, nein“, sagte der Mann, „er ist jetzt ein richtiges Huhn und wird niemals fliegen.“

Darauf beschlossen sie, eine Probe zu machen. Der naturkundige Mann nahm den Adler, hob ihn in die Höhe und sagte beschwörend: „Der du ein Adler bist, der du dem Himmel gehörst und nicht dieser Erde: breite deine Schwinge aus und fliege!“

Der Adler saß auf der hochgereckten Faust und blickte um sich. Hinter sich sah er die Hühner nach ihren Körnern picken, und er sprang zu ihnen hinunter.

Der Mann sagte: „Ich habe dir gesagt, er ist ein Huhn.“

„Nein“, sagte der andere, „er ist ein Adler. Versuche es morgen noch einmal.“

Am anderen Tag stieg er mit dem Adler auf das Dach des Hauses, hob ihn empor und sagte: „Adler, der du ein Adler bist, breite deine Schwinge aus und fliege!“

Aber als der Adler wieder die scharrenden Hühner im Hofe erblickte, sprang er abermals zu ihnen hinunter und scharrte mit ihnen.

Da sagte der Mann wieder: „Ich habe dir gesagt, er ist ein Huhn.“

„Nein“, sagte der andere, „er ist ein Adler, und er hat noch immer das Herz eines Adlers. Laß es uns noch ein einziges Mal versuchen; morgen werde ich ihn fliegen lassen.“

Am nächsten Morgen erhob er sich früh, nahm den Adler und

brachte ihn hinaus aus der Stadt, weit weg von den Häusern an den Fuß eines hohen Berges. Die Sonne stieg gerade auf, sie vergoldete den Gipfel des Berges, jede Zinne erstrahlte in der Freude eines wundervollen Morgens.

Er hob den Adler hoch und sagte zu ihm: „Adler, du bist ein Adler. Du gehörst dem Himmel und nicht dieser Erde. Breite deine Schwinge aus und fliege!“

Der Adler blickte umher, zitterte, als erfülle ihn neues Leben — aber er flog nicht. Da ließ ihn der naturkundige Mann direkt in die Sonne schauen. Und plötzlich breitete er seine gewaltigen Flügel aus, erhob sich mit dem Schrei eines Adlers, flog höher und höher und kehrte nie wieder zurück. Er war ein Adler, obwohl er wie ein Huhn aufgezogen und gezähmt worden war!

Begleittext

Wie sieht unser Tagesdoping aus? Was brauchen wir, um zu überleben, um nicht auszuweichen und doch auszuweichen? Wie können wir der Vergiftung entgehen?

Hinweis: Die Krücken, die wir brauchen, werden einmal aufgelistet. Der Tageslauf wird zerlegt in seine Krücken, in Überlebensmittel.

Stichworte

19 Menschenvergiftung

Scharfe Kritik hat der Präsident des Deutschen Kinderschutzbundes, Walter Bärsch, daran geübt, daß immer mehr Eltern ihren Kindern zur Leistungssteigerung Medikamente gäben.

In einem Gespräch für die *Neue Osnabrücker Zeitung* warnte Bärsch davor, diese „skandalöse Entwicklung“ fortzusetzen. Von den Schülern der ersten Klasse bekämen schon jetzt 10 bis 20 Prozent entsprechende Präparate. Es müsse davon ausgegangen werden, daß inzwischen 25 bis 35 Prozent aller Schüler regelmäßig Medikamente einnahmen, „um ihre persönliche Situation, wie sie oder ihre Eltern fälschlicherweise meinen, verbessern zu können.“

Eine Ursache für diesen Medikamentenmißbrauch sieht Bärsch in der Lage auf dem Arbeitsmarkt. Der Zwang zum erstklassigen Schulzeugnis, um einen Ausbildungs- oder Studienplatz zu bekommen, sei inzwischen so stark, daß mit Arzneimitteln nachgeholfen werde. Bärsch wandte sich energisch gegen den Irrglauben, „die Pille könne alles erledigen“. In Wirklichkeit entstehe dadurch süchtiges Verhalten. Die Einnahme solcher Medikamente verdränge lediglich manchmal die Probleme, beseitige aber nicht die Ursachen.

Bärsch trat dafür ein, die enge Kopplung zwischen Schulzeugnis und Berufslaufbahn aufzulösen. Die Betriebe sollten sich bei der Vergabe von Ausbildungsplätzen nicht in erster Linie an den Zeugnissen orientieren, sondern vielmehr in einer Erprobungsphase die Eignung der Schulabgänger für das Berufsleben untersuchen. „Das Schulzeugnis ist nicht eine Aussage über die Lebenstüchtigkeit des jungen Menschen“, betonte der Präsident des Kinderschutzbundes.

Einführung in den Text

Moser schreibt in seinem Buch über die „Vergiftung“, die er erlitten hat durch religiöse Erziehung.

Begleittext

Welche Kirchen- und Glaubensgeschichte haben wir, haben unsere Eltern. Was läßt sich an Erlittenem und Schönem, an Unterdrücktem und Freiwerdendem erzählen.

Gespräche sind dann ohne Repression, wenn der Erzählende keine Angst mehr vor den Reaktionen seiner Hörer haben muß: keine Angst vor Druck, Lächerlichmachung, Mitleid.

Geben wir nicht auch deswegen so wenig voneinander preis, weil wir den anderen fürchten und umgekehrt?

Zum Abschluß seines Buches schreibt Moser: „Manches in mir ist durch dich erst innerlich zusammengesetzt worden, sagen wir einmal: das Gefühl der Identität, der Wirklichkeit vieler Gefühle und Gedanken, oder überhaupt: die innere Dimension, die Seele, der innere Raum, das Bewußtsein, daß innen genauso viel Welt ist wie außen. Anderes hast du auf eine schreckliche Weise auseinandergeteilt, am schlimmsten: den Körper und die Seele. Tiefe Brüche hast du da angerichtet. . .

Dich überstanden zu haben gibt mir neues Selbstbewußtsein; von der riesigen Krücke nicht erschlagen worden zu sein, ein Gefühl von Kraft. Zutrauen werde ich nie mehr zu dir haben können. Aber ich weiß auch, daß du anderen freundlicher begegnet bist. Soweit sie dich brauchen, um nicht noch mehr zu leiden, werde ich nicht gegen dich sprechen.“

Stichworte

Lieber Gott, ich möchte mit einem Fluch beginnen, oder mit einer Beschimpfung, die mir bald Erleichterung brächte. Eine Art innere Explosion müßte es werden, die dich zerfetzte. Ich wäre dann nicht nur dich, sondern auch diese elende Beschämung los, mich noch einmal mit dir beschäftigen zu müssen. Ich dachte, du wärest tot, begraben, zumindest aber vergessen oder wärest mir gleichgültig geworden.

Du warst eine solche Enttäuschung, ein solcher Betrug in meinem Leben, daß ich, als ich ganz allmählich und unter Qualen dahinterkam, dich links liegen ließ. Nicht daß du als Person überlebt hättest, als ein faßliches Gegenüber. Du warst einst so fürchterlich real, neben Vater und Mutter die wichtigste Figur in meinem Kinderleben. Nein, obwohl es mich wundert, wie leicht es mir fällt, dich immer noch so direkt anreden zu können. Du hast überlebt in meiner seelischen Struktur: ganze Gewölbe, Verehrungsthronen, innere Zimmer- und Kapellenfluchten wurden für dich angelegt. Du haustest in mir wie ein Gift, von dem sich der Körper nie befreien konnte. Du wohntest in mir als mein Selbsthaß. Du bist in mich eingezogen wie eine schwer heilbare Krankheit, als mein Körper und meine Seele klein waren. Beide wurden, entgegen einer freieren Bestimmung, zu deiner Wohnung gemacht, und ich war so stolz, daß du auch in mir kleinem Jungen Wohnung nehmen würdest. Es gab Jahre, wo ich dir mein Leben weihen wollte, wo zwischen dir und mir verhandelt wurde über einen Erwählungsvertrag. Du hast schon ganz früh mit meinem Größenwahn gespielt, ihn genährt, ihn an geheiligten Vorbildern gesteigert, die mir in deinem Namen vor Augen gehalten wurden. Ich habe dir so schreckliche Opfer gebracht an Fröhlichkeit, Freude an mir und anderen, und der Lohn war, neben der Steigerung des Erwähltheitsgefühls, oder dem Kampf darum, ein Quentchen Geliebtsein vielleicht, vielleicht ein Quentchen weniger Verdammnis.

Weil ich dich insgeheim haßte um der Demütigungen willen, die ich auf mich nahm, um dir zu gefallen, um deine Gunst zu erwerben oder auch nur um deine Ungunst zu vermeiden, mußte ich dich immer mehr verehren, dich immer inständiger anflehen, an mir doch ein wenig Wohlgefallen zu finden. Und so bist du immer wirklicher geworden, einfach deshalb, weil du mich, aus

vielen Gründen, nicht gemocht hast. Ich habe unter niemandem so gelitten in meinem Leben wie unter deiner mir aufgezwungenen Existenz. Indem ich dir zeige, wie du als Krankheit in mich eingezogen bist, und als Krankheit fast über mich hinweggewachsen wärst, hoffe ich, mich ein Stück weit von dir heilen zu können. Ich weiß, daß du in den Narben, falls ich dich aus mir vertreiben kann, bis zu meinem Tode hausen wirst. Sie werden mich beißen, und du wirst mich noch mit Phantomschmerzen quälen, wenn du längst wegamputiert bist.

Ein Teil meines Hasses auf meine Familie rührt daher, daß sie mir die Gotteskrankheit eingegeben hat. Du wurdest mir eingeträufelt, kaum daß die ersten Zeichen der Empfänglichkeit, der Verwundbarkeit sichtbar wurden. Das Anwachsen der Krankheit wurde, alter Familientradition gemäß, mit Freude betrachtet. Sie haben das Wuchern der Tumore in meiner Seele nach dem Kalender des Kirchenjahres verfolgt und gefeiert. Die Feste waren die Höhepunkte des Krankheitsverlaufs. Und ich will dir auch gleich sagen, warum ich so gierig war nach dir, oder wehrlos gegen dieses Wuchern. Der Humus, auf dem du wachsen konntest, war kindliches Unglück. Und wäre auch nur ein Hauch von Ehrgefühl in dir, du würdest schamrot werden, wenn ich dir klarmache, was die wirklichen Bedingungen deines Wachstums in mir waren, du Konkursverwalter der Liebe, des Unglücks, der mißlingenden Menschlichkeit.

Es gab unerkannte Zeichen der Auflehnung gegen dich. Meine Blase, die ich Dummkopf dafür verachtet habe, war ein Herd des Widerstands. Dutzende von Malen hat sie es geschafft, daß ich, natürlich in panischer Beschämung statt in trotziger Weigerung, während der Predigt aus dem Gottesdienst rennen mußte. Und einige Male habe ich es nicht mehr geschafft oder nicht mehr schaffen wollen, und habe während irgendeines hochgemuten Chorals oder einer eindringlichen Predigt aus vollem Rohr in die Hose gepißt, daß eine Lache unter mir entstand und man mich hinausbringen mußte, weg von den irritiert dreinblickenden Lobe-den-Herrn-Sängern. Ich hätte die Wahrheit, daß es dir und all den Ansteckungsgehilfen galt, nicht ertragen; denn ich hätte mich, ohne jeden verstehenden Bundesgenossen, nur noch verlassener und der ewig lauernenden Verdammnis näher gefühlt. Und soll ich dir verraten, daß es im weiteren Kreise deiner mir bekannten Verehrer noch viele gibt, die den feierlichen Dienst an dir nur mit großen Blasensorgen überstehen? Stunden vor dem Gottesdienst trinken sie nichts mehr und können sich bei der

Predigt oder beim Gesang nicht konzentrieren, weil ihre feierlich-ängstliche Aufmerksamkeit, die sie auf den Gesichtern tragen, viel weiter unten versammelt ist.

Aber weißt du, was das Schlimmste ist, das sie mir über dich erzählt haben? Es ist die tückisch ausgestreute Überzeugung, daß du alles hörst und alles siehst und auch die geheimen Gedanken erkennen kannst. Hier hakete es sehr früh aus mit der Menschenwürde; doch dies ist ein Begriff der Erwachsenenwelt. In der Kinderwelt sieht das dann so aus, daß man sich elend fühlt, weil *du* einem lauernd und ohne Pausen des Erbarmens zusiehst und zuhörst und mit Gedankenlesen beschäftigt bist. Vorübergehend mag es gelingen, lauter Sachen zu denken oder zu tun, die dich erfreuen, oder die dich zumindest milde stimmen. Ganz wahllos fallen mir ein paar Sachen ein, die dich traurig gemacht haben, und das war ja immer das Schlimmste: dich traurig machen – ja, die ganze Last der Sorge um dein Befinden lag beständig auf mir, du kränkbare, empfindliche Person, die schon depressiv zu werden drohte, wenn ich mir die Zähne nicht geputzt hatte. Also: Hosen zerreißen hat dir nicht gepaßt; im Kindergarten mit den anderen Buben in hohem Bogen an die Wand pinkeln, hat dir nicht gepaßt, obwohl gerade das ohne dich ein eher festliches Gefühl hätte vermitteln können; die Mädchen an den Haaren ziehen hat dich verstimmt; an den Pimmel fassen hat dich vergrämt; die Mutter anschwindeln, was manchmal lebensnotwendig war, hat dir tagelang Kummer gemacht; den Brüdern ein Bein stellen brachte tiefe Sorgenfalten in dein sogenanntes Antlitz.

„Herr, erhebe dein Antlitz über uns...“, so haben wir am Ende jedes Gottesdienstes gefleht, als gäbe es keine größere Sehnsucht, als immerzu dein ewig-kontrollierendes big-brother-Gesicht über uns an der Decke zu sehen. Du als Krankheit in mir bist eine Normenkrankheit, eine Krankheit der unerfüllbaren Normen, die Krankheit des Angewiesenseins auf deine Gnade, die von beamteten Herabflehern zusätzlich zu meinem Geflehe bei dir erbettelt werden mußte. Ein Wucherer warst du mit deiner Gnade, oft nur hast du sie gegen Menschenfleisch, doch immer nur provisorisch, mit dauerndem Widerrufsrecht, vergeben. „Jeden Tag neu müssen wir den Herrn um Gnade bitten, uns von seiner Gnade beschenken lassen. Amen.“ Dabei wurde erzählt, daß deine Gnade wunderbar und unerschöpflich sei, und wie froh wir sein müßten, wenn wir trotz unserer immer wiederkehrenden Sünden immer wieder die Chance hätten, sie zu er-

werben; daß du dein Antlitz nie endgültig abwenden würdest, aber doch lange genug, um Angst zu erzeugen und uns in der Furcht des Herrn zu halten. Weißt du: es ist mir längst klar geworden, daß ich niemanden fürchte, ohne daß ich ihn nicht auch um der Demütigung willen, mich fürchten zu müssen, haßte. Wieso sollte es mit dir anders und die Furcht vor dir nicht mit Haß verknüpft sein? Nur bewußt durfte es nicht werden, weil Gotteshafß das Unvorstellbarste, das unmittelbar zu Verdammnis Führende war. „Wir sollen Gott fürchten und lieben...“ war mir eingebleut worden, als ob nicht das erste das zweite fast unmöglich macht. Und weil deine irrsinnige Daseinsbedingung, als einer, den man fürchten und lieben soll, gleichzeitig Haß erzeugt hat, mußte man wiederum um so mehr Angst haben, um so demütiger, um so dankbarer für den Aufschub sein, noch nicht verworfen zu werden. Ich weiß, längst nicht allen bist du so wesentlich als Krankheit erschienen wie mir. Es gibt da ein paar Spezialbedingungen, warum ich dich vor allem als Vergiftung und Geschwür erlebt habe. Es hängt mit dem jahrhundertealten Komposthaufen christlicher Familientradition zusammen, auf dem du deine Kulturen in Ruhe züchten konntest. Die Intensivierung des Giftes war ein generationenlanger Prozeß: da ist die wahre Gottessäure entstanden, die sich eingezüchtet hat in mein Fleisch.

Fast zwanzig Jahre lang war es mein oberstes Ziel, dir zu gefallen. Das bedeutet nicht, daß ich besonders brav gewesen wäre, sondern daß ich immer und überall Schuldgefühle hatte. Belustigt haben mich Freunde immer wieder auf einen Mechanismus hingewiesen: ich war zu Besuch, fühlte mich wohl, hatte aber ein schwer greifbares Gefühl, vielleicht doch Fehler gemacht zu haben, und nur wenige Stunden oder Tage später trieb es mich anzurufen oder zu schreiben, um eine gewundene Entschuldigung abzugeben oder zu erkunden, ob ich nicht doch schweren Anstoß erregt hätte. Es war eine fundamentale Unsicherheit in mir, ob ich nicht etwa mir gar nicht ganz einsehbare Normen verletzt hätte, ob nicht binnen kurzer Zeit eine nicht berechenbare Strafe erfolgen würde, ob ich nicht Sympathien verloren oder mir bei dem oder jenem starken Unmut zugezogen hätte. Du hast mir so gründlich die Gewißheit geraubt, mich jemals in Ordnung fühlen zu dürfen, mich mit mir aussöhnen, mich o. k. finden zu können.

Begleittext

„Erzähl den Verlierern vom Ende der Sieger.“
Wolf Wandratschek

Stichworte

21 Musterung
Christoph Meckel

Wie kamst du in die Welt? Ein Mensch, geboren,
mir schlug die schöne Welt den Himmel um die Ohren.
Dein Alter? Sieben Kriege und ein Überleben.
Leibgröße? Wie ein Sarg, der allen Völkern Platz kann geben.
Dein Herz? Ein Muskel, der kaut eine Kälte.
Dein Mund? Ich hab ihn mir verbrannt mit Strophen.
Die Augen? Sahen oft, wie sich die Nacht erhellte.
Die Ohren? Hörten oft Geschrei im Klageofen.
Was hast du vor? Noch einmal überleben
und sagen: diese Mähre haben wir geritten
wir wollen ihr ein bessres Futter geben
und um ein neues Zaumzeug bitten.
Wie heißt dein Land? Es heißt nicht, nicht vorhanden;
es liegt verstreut in vieler Bosse Händen.
Und dein Zuhause? Ein Fluchtweg allerlanden
ein Hohelied, zu singen allerenden.
Wie kann ein Mensch so reden — streicht ihn von der Liste!
Du taugst als Musikant nur an nutzloser Stelle —
Gewiß — ich spann mich selber vor die Leierkiste
und zieh sie pfeifend durch die taube Hölle.

Einführung in den Text

Rauter schreibt sein Buch als Brief an seine Erzieher. Es ist eine harte Abrechnung, in der es unter anderem heißt: „Glücklich zu sein, war bei euch fast ein Vergehen, es weckte euren Verdacht, daß man sich erfolgreich einem eurer Gebote entzogen habe, daß man auf eure Kosten glücklich sei.“

Begleittext

In der Literatur finden sich oft Beispiele, in denen Inhalte als „Briefe“ transportiert werden. Der Autor hat ein direktes Gegenüber, spricht es an, bleibt in seiner subjektiven Sphäre. So geschrieben haben etwa Oriana Fallaci mit ihrem Brief an ein nie geborenes Kind, Tilmann Moser, der in Gottesvergiftung Gott selber anspricht, oder Plenzdorff, der in den Neuen Leiden des jungen W. eine gelungene Mischform von fiktiven Tonbandabschriften, collagierten Zitaten aus Goethes Werther und direkten Ansprachen kreiert. Rauter verwendet ebenfalls die Briefform.

Der Brief ist eine Möglichkeit, sich konzentriert mit einem Sachverhalt, einer Problematik, einer Beziehung auseinanderzusetzen. Auch in der Jugend- und Erwachsenenbildung ist diese Form verwendbar. Tatsächliche oder fiktive Gegenüber bilden einen Konzentrationspunkt. Daraufhin wird gedacht oder werden Geschichten entwickelt. Hinweis: Briefe an sich selber schreiben, an Freunde und Feinde, an Mitmenschen, die lebendig oder tot sind. Den Brief als Medium für sich entdecken.

Stichworte

22 Gehorsam

E. A. Rauter

Vater verlangt von mir, Zigaretten zu holen, ein Besucher ist gekommen, es ist Sonntagnachmittag und Sommer, sie stehen unter der Linde und unterhalten sich, sind in angeregter Stimmung. Der Besucher möchte rauchen und hat keine Zigaretten bei sich.

Der Weg zum Gasthaus ist anderhalb Kilometer lang. In einer halben Stunde hätte ich zurück sein können. Auf dem Weg liegt ein Gutshof mit einem villenähnlichen Herrenhaus. Heute ist der Hof fast verlassen, das Herrenhaus steht leer und verfällt. Damals war der Hof mit seinen Wirtschaftsgebäuden, mit seiner Mühle und seiner Säge ein kleines Dorf. Vierzig oder fünfzig Menschen lebten da, um zu produzieren – Pferdeknechte, Stallmägde, der Müller, Land- und Forstarbeiter und deren Kinder. Ich bin mit ihnen in die Schule gegangen.

Es gibt einen schwarzen Blitz in meinem Kopf, der damals hineingefahren ist und seither nicht wieder hinausgeht. Es war ein Tag im Winter. Die Straße, die an unserem Haus vorbeiführt, vorbei am nachbarlichen Herrenhaus, zum Gasthaus von Kleinglödnitz, dem Endbahnhof der Gurktaler Schmalspureisenbahn, die Straße war weiß von Schnee. Sie war nicht asphaltiert. An jenem Wintertag war ich unterwegs zum Gasthaus von Kleinglödnitz, um für irgend jemanden Zigaretten oder Bier zu holen. Alles war weiß, nicht nur die Straße. Die Berghänge, der Fluß, die Bäume. Ich war schon ein Stück am Gutshof vorbei und in Richtung Station vorangekommen, da flog eine schwarze Schlittenkutsche des reichen Nachbarn mit zwei schwarzen Pferden an mir vorbei. Signale aus einem anderen gesellschaftlichen Kosmos.

Als ich an jenem Sommersonntagnachmittag in die Gebäudegruppe des nachbarlichen Gutshofes geriet, die sich auf beide Seiten der Gurktaler Straße verteilt, hörte ich Musik aus dem Gesindehaus kommen. Ich hatte einen solchen Klangreichtum nie gehört. Meine Erfahrungen beschränkten sich auf das Singen in der Familie, begleitet im Höchstfall von einer Gitarre. Plötzlich hörte ich Harmonien, die waren neu für mich und abgrundtief schön. Trotzdem bin ich weitergegangen nach Kleinglödnitz, Zigaretten holen. Ich habe mir das Verweilen aufgespart für den Rückweg, ich wollte nicht beeinträchtigt werden durch

Zigarettenholgedanken. Ich setzte mich neben fremde Knechte und Mägde in die Gesindestube. Ich habe die Quelle der Musik nicht in Erinnerung, wahrscheinlich war es ein Harmonikaspieler. Was ich vor mir sehe, sind Personen, die den Schuhplattler tanzen und dabei jodelten. Ich vergaß im Rausch, wie ich hierhergekommen war.

Noch heute freue ich mich darüber, daß mir Grenzen der Unterwürfigkeit gesteckt waren, die ich nicht überspringen konnte, obwohl ich bereit war, für euch fast alle eure Erwachsenendummheiten zu begehen. Die Ausgelassenheit der Menschen, ihre rhythmischen Bewegungen und die Musik hatten für mich etwas unerhört Verwegenes.

Ich übergab dem Besucher die Zigaretten unter dem Lindenbaum, der Pflegevater schlug mir mit seiner breiten, dicken Hand ins Gesicht.

Warum?

Deine – von mir nicht erbetene – Erklärung, war, daß du mich straftest für mein langes Ausbleiben, ich hatte mich vielleicht eine halbe Stunde verspätet. Ich hatte einen Fehler gemacht. Ich frage euch, einen Fehler in bezug auf was? Und, zweitens, welchen Sinn hat die Folter nach einem Fehler?

Ich hatte einen Fehler gemacht in bezug auf den Wunsch des Besuchers, zu rauchen. Rauchen ist nicht gesund. Ich wurde dafür bestraft, daß ich unserem Besucher nicht wirkungsvoll genug half, unter die Erde zu kommen. Ihr sagt, das ist seine Sache, außerdem konnte ich nicht wissen, daß ich ihm unter die Erde helfen sollte. Er hatte den Wunsch, und ich mußte ihn erfüllen.

Warum?

Welche Gründe gibt es für Nichterwachsene, Wünsche von Erwachsenen zu erfüllen? Warum habt ihr nicht selbst für euren Besucher Zigaretten geholt? Warum habt ihr nicht einen gemeinsamen Spaziergang zum Bahnhof gemacht? Das wäre für euch ohnehin gesünder gewesen. Ich war halt gerade da. Ich war verpflichtet zu gehen, weil ich mich nicht an einem anderen Ort aufhielt. Ein Bügeleisen ist nicht verpflichtet zu funktionieren, wenn es nicht da ist.

Ihr könnt mir keine Erklärung geben, warum ich wegen meiner Verspätung geschlagen wurde, die nicht unmenschlich wäre. Eure Erklärung heißt, Kinder müssen gehorchen lernen. Das ist keine Erklärung, es ist ein Dogma. Wieder so ein Dogma.

Der Glaube an dieses Dogma hängt mit dem Glauben zusammen, Ungehorsam sei etwas Schlechtes. Ungehorsam ist unprak-

tisch für den, der Gehorsam verlangt, schlecht ist er nicht. Er ist die Voraussetzung für die weitere Entwicklung unserer Gesellschaft.

Es gibt mehr vernünftige Gründe für Ungehorsam als für Gehorsam. Im Verlaufe der Geschichte ist immer wieder ein neuer Ungehorsam fällig. Und immer neue Arten des Gehorsams werden abgeschafft. Die Vernunft frißt einen Gehorsam nach dem anderen. Jeder Gehorsam wurde hinterher entlarvt als eine Gefahr für uns alle.

Der Satz: „Wer nicht hören will, muß fühlen“, ist die Forderung nach der größtmöglichen erzieherischen Dummheit. Ich habe ihn von euch gehört und von anderen.

Was mich von den Schäden, die ihr mir mit eurem Gehorsamswang zugefügt habt, am meisten ärgert, ist die Beeinträchtigung meiner Intelligenz; die Verzögerung durch Scheu beim Finden einer Lösung. Gehorsam verdummt.

Mit Gehorsamshaltung wäre die Relativitätstheorie nicht entstanden. Albert Einstein machte seine Entdeckungen durch Naivität, das ist Nichteingeschüchtertsein. Im letzten Jahrhundert stellten die Physiker Michelson und Morley bei Messungen der Lichtgeschwindigkeit fest, daß das Licht immer in derselben Zeit die Erde erreicht, gleichgültig, ob sich die Erde auf die Lichtquelle zubewegt oder von ihr weg. Ein Fehler in den Experimenten war auszuschließen. Weder sie noch die folgende Generation von Physikern konnten das Phänomen erklären. Sie fanden sich mit dieser erstaunlichen Ungereimtheit ab. Nach Einstein ist man versucht zu sagen, nichts sei leichter gewesen, als sie aufzulösen. Was die Kollegen Einsteins gehindert hat, zu sehen, was auf der Hand lag, war die Gehorsamshaltung. Einstein hatte sie nicht, er war unvoreingenommen wie ein Stein. Er sagte, wenn sich die gemessene Zeit nicht ändert, in der das Licht ankommt, dann *müssen* sich die Meßinstrumente ändern, und zwar immer um genau so viel, wie nötig, um den Unterschied auszugleichen. Die anderen hatten geglaubt, Meßinstrumente ändern sich nicht. Einstein brauchte kein Labor zu betreten, er brauchte nicht einmal Physiker zu sein, um diese Lösung zu finden, er mußte nur das einschüchternde Gebot ignorieren und der Logik folgen. Er mußte den nötigen Ungehorsam aufbringen gegenüber der in der Küche, im Abort und im Schlafzimmer und in der Schulklasse adressierten Gehorsamshaltung, die zu glauben verlangte, irgend etwas sei unveränderlich, und die intelligente Wissenschaftler daran hinderte, nichts weiter zu

tun, als den naheliegenden Schluß zu denken. Die Erklärungen, unter welchen Bedingungen Gegenstände ihre Masse verändern, brach eine neue Welt in der Physik auf – und nicht nur in der Physik.

Vor einiger Zeit las ich, amerikanische Forscher entdeckten, die Temperatur von Pflanzen steigt, wenn sie krank werden. Die Nachricht ging durch die Presse der ganzen Erde. Ich hätte die Entdeckung mit zehn Jahren machen können, wenn ihr mich daran gewöhnt hättet, Fragen statt Antworten zu stellen. Vor lauter Gehorcberei kommt man nicht an die Einfälle.

Genie ist, den Druck der Umwelt zum Gehorsam mit unbeschädigtem Bewußtsein bis ins Erwachsenenalter überstanden zu haben.

Der Erziehungsterror in jeder Küche Europas zwingt Menschen, ihre Fähigkeiten mit ins Grab zu nehmen.

Der Schaden, der den Menschen durch die Auswirkungen des Gehorsams auf den Umgang miteinander entsteht, ist unkalkulierbar. Wie groß ist der Verlust von sechzig Millionen Kriegstoten? Schlimmer als Tote sind die Möglichkeiten an Glück, die der Gehorsam den Lebenden nimmt.

Was wiegt dagegen die Tatsache, daß ihr eure Zigaretten eine halbe Stunde später bekommt? Wenn ich die Schäden bedenke, die mir von euren Prügeln geblieben sind, war ich eine teure Zigarettenholmaschine.

Ihr werdet antworten: Wo wären wir heute, wenn die Arbeiter den Fabrikbesitzern früher nicht gehorsam gewesen wären? Was wäre mit der antiken Kultur geworden in Griechenland und Rom ohne Sklaven? Hat nicht die Kirche im Mittelalter Dome geschaffen?

Ein Dom aus Menschenknochen ist auch ein Dom. Dieser dauernd angeführte Dom ist nicht euer Dom. Ihr habt ihn zum Anschauen, das ist alles. Ihr habt ihn nicht veranlaßt, ihr versteht nicht, was das Besondere an ihm ist, außer, daß er für ein menschliches Werk recht groß ist. Dieser Dom ist das Werk von Menschen, die längst tot sind.

Was ist euer Werk? Was am längsten Bestand haben wird von euren Werken, werden meine Schwächen sein.

Begleittext

Solche Erzählungen sind auch als Sprechstücke wirkungsvoll zu inszenieren. Sie können mit verteilten Rollen gelesen werden.

Hinweis: Jeder hat eine Rolle aus der Erzählung zu übernehmen und versucht, sich in die Denkweise dieser Person hineinzusetzen. Eduard kann auch als Person „entwickelt“ werden, er kann seine Position darstellen oder eine Kontrastposition einnehmen.

„Gegenrede

*Denkt nicht
daß ich morgen schon verwerfe
was ich gestern noch
verteidigte
nur weil ich heute
ratlos bin.“*

Hans Ulrich Kreichel

Stichworte

„Er war mein Sohn, mein einziger. Ich begreife es nicht. Sie gehen durchs Haus und flüstern viel, seine Mutter und seine Schwester. Wenn ich heimkomme, verstummen sie. Betrete ich das Zimmer, blicken sie nicht auf. Bei Tisch fällt kaum ein Wort. Sie schweigen mich an, sie strafen mich. Bin ich denn schuld? War ich zu streng? Ich mußte streng sein. Er war sehr begabt, aber verspielt, zu weich; verwöhnt worden von denen, die jetzt schweigen. Als er vierzehn wurde, durfte er mit an die Costa Brava. Von da an übernahm ich seine Erziehung. Er wollte ein Schlauchboot. Ich sagte: Lerne schwimmen, dann bekommst du eins. Er lernte es in einer Woche. So wollte ich ihn vorbereiten auf das Leben. Er mußte begreifen, daß ihm nichts geschenkt wurde. Auch mir hat niemand etwas geschenkt. Das sagte ich ihm, als er sechzehn war, wie ich mich abgemüht, den Betrieb aufgebaut, ihn selbständig erhalten hatte. Für ihn. Er wird stolz sein auf seinen Vater, ihm nacheifern, dachte ich. Die Schule fiel ihm leicht. Wenn er Lust hatte, war er der Beste in seiner Klasse. Nur, er hatte nicht immer Lust. Ein Sonnenstrahl konnte ihn ablenken oder ein Buch, ein Schnupfen schon und erst recht ein Fußballänderspiel. Wie besessen lief er Tag für Tag zum Fußballplatz und vergaß die Schulaufgaben. Ich schloß die Fußballschuhe ein, und er lernte wieder, für ein paar Wochen. Dann begann er, Trompete zu blasen. Er schrieb Gedichte, kletterte in die Berge und sammelte Steine, ersparte und erbettelte sich ein Fernrohr und beobachtete die Sterne in langen Nächten, tauschte das Rohr gegen ein Moped ein, raste durch die Gartenstadt, ließ die Maschine verrostet, malte abstrakt, züchtete Fische. Alles für ein paar Wochen. So wechseln viele Jungen ihre Neigungen, ich weiß. Er aber vergaß darüber seine Pflichten. Er wurde siebzehn und achtzehn und hatte noch immer nicht gelernt, sich zu konzentrieren. Dann entdeckte er die Mädchen und kam zum ersten Male mit einer Fünf nach Haus. Nach jeder erloschenen Begeisterung redete ich ihm ins Gewissen, drohte, kürzte sein Taschengeld, sperrte den Ausgang, nahm ihn während der Osterferien in den Betrieb, ins Labor. Wenn ich ihn ins Gebet nahm, sah er ein, wie fahrig er dahinlebte, jedem Winde nach, und versprach, härter zu werden. Wenn ich ihn strafte, weinte er; ein aufgeschossener, achtzehnjähriger Bursche. Im

letzten Sommer dann fuhren seine Mutter und seine Schwester allein an die Costa Brava. Ich blieb mit ihm zu Haus. Wir erarbeiteten einen Stundenplan, und ich erklärte: Deine letzte Chance, Eduard; wirst du nicht in die Oberprima versetzt, nehme ich dich von der Schule. Ein Ultimatum. Ob ich es wahr gemacht hätte, weiß ich nicht. Ihn jedenfalls hat es erschreckt, ich gebe es zu. Aber durfte ich ihn nicht einschüchtern? Wie hätte er sonst ein tüchtiger Mensch werden können und das Leben bestehen? Mußte ich denn voraussehen, daß es ihn zermürben würde? Bin ich deswegen schuld an deinem Tod, Eduard? Ich kann es nicht glauben. Du warst ungezügelt von Natur aus, du konntest dich nicht beherrschen. Es war eine Kurzschlußhandlung, Eduard. Ein paar schlechter Noten wegen springt man nicht von der Brücke. Dafür wirft man doch sein Leben nicht weg, Eduard, mein Junge!“

„Edi war mein Junge, mein einziger Sohn, und er war ein guter Junge, das schwöre ich zu Gott, denn wer sollte das besser beurteilen können, als ich, seine Mutter, die er verlassen hat, weil er mit einer unergründbaren Leidenschaft eigensinnig war und etwas suchte, schon als kleiner Junge, denn schon als kleiner Junge wollte er alles oder nichts. So war er veranlagt, mein Edi, nicht anders: Alles oder nichts. Wenn sein Vater meint, er sei von Natur aus ungezügelt gewesen und habe sich die neunzehn Jahre seines Lebens nur gehen lassen und sich niemals konzentrieren können, wie es wohl den Anschein haben mochte, wenn man ihn von einem festen Standpunkt aus beobachtete, oder was sein Vater sich sonst noch bereitgelegt hat, um das Ungeheuer zu erklären, dann kann ich nur sagen: Sein Vater folgt einer falschen Spur. Edi war ein ernster Junge, viel zu ernst sogar für sein Alter, und er war es von Kind an, ich habe ihn nur selten lachen gesehen, denn, obwohl es schien, als flatterte er jedem Winde nach, war er doch jedesmal mit einem Ernst am Werk, der mich besorgt und ihn besessen machte. Er suchte etwas, von dem ich lange nicht ahnte, was es war, bis er eines Tages, er mochte zehn gewesen sein oder elf, aus der Kirche kam und sagte, sehr ernst, aber ohne ein Zeichen der Erregung: Weißt du, Mutter, ich könnte mir das Leben nehmen. Ich war verblüfft und erschrocken und habe ihn ausgelacht, so daß er wütend wurde und mich anfuhr: Lach nicht, lach nicht, ich könnte mir wirklich das Leben nehmen! Aber warum denn, mein Junge, fragte ich dann endlich. Und er blickte mich an wie

ein sehr alter Mann: Um zu wissen, wer Gott ist, sagte er. Ich hatte das vergessen. Jetzt sehe ich ihn wieder vor mir und höre ihn sprechen, und ich glaube fest, daß er wahrgemacht hat, worüber ich gelacht habe. Mit Verbissenheit hat er gesucht, sein Leben lang und überall, einen Halt meinerwegen, wengleich ich behauptete: Er hat Gott gesucht, überall, in seinen Gedichten so gut wie auf dem Fußballplatz, in der Geschwindigkeit seines Mopeds und in den Steinen und unter den Sternen und in der Farbe und unter den Fischen und in der Musik. Auch bei den Mädchen. Gesucht und gesucht und doch nicht recht gewußt, was er zu finden hoffte in all dem, was ihn reizte und so rasch hinter ihm zurückblieb, ausgelaugt und weggeworfen, weil er nicht fand, was er suchte, und da er sich vermutlich des Satzes nicht erinnerte, den ich ihn noch immer sprechen höre. Die schlechten Noten haben damit wenig zu schaffen. Denn am Morgen hatte der Mathematiklehrer ihnen das Einsteinsche Weltbild erklärt und gesagt, die Welt sei endlos aber nicht unbegrenzt, oder so ähnlich, und Edi hatte zugehört wie einem neuen Evangelium und dann mit kalter Stimme gefragt, wo denn in dieser Welt Gott noch seinen Platz habe, und der Mathematiklehrer hatte ihn lächelnd an den Religionslehrer verwiesen, und am Mittag dann hat er sich von den Schulkameraden gelöst und ist allein zur Brücke gegangen und hat das Letzte versucht, um zu finden, was er suchte. Du wolltest alles oder nichts, Edi, mein Junge, aber das war nicht richtig, es läßt sich ja nicht zwingen, ein bißchen Demut hat dir gefehlt und ein bißchen Vertrauen zu deiner Mutter, warum bist du nicht zu mir gekommen, Edi, warum nicht, warum denn nicht zu deiner Mutter, Edi?“

„Ed, mein kleiner Bruder, war ein Junge wie andere, ein bißchen begabter vielleicht und feiner gesponnen, das war aber auch der einzige Unterschied. Er spielte gern, saß gern auf einer schnellen Maschine, wechselte seine Hobbys, tat alles, was andere Jungen tun. Er war ja viel jünger als seine Jahre. Erst als er den Mädchen begegnete, begann seine Not. Er war prächtig gewachsen, der Ed, und er konnte an jeder Hand zehn haben und hatte sie auch. Nur, er war nie zufrieden. Was sie ihm gaben – und das war nicht wenig, es war alles in ihren Augen –, es genügte ihm nicht. Er verlangte mehr, Liebe verlangte er, obwohl er selbst es vermutlich nicht wußte, das Wort jedenfalls gebrauchte er nie. Liebe von Mädchen, die nicht wissen, was das

ist. Daran ist er zerbrochen. Er war ja noch nicht ausgereift, geistig, meine ich. In seiner Klasse gab es zwei Mädchen. Die kicherten, als ihm mitgeteilt wurde, es sei nicht sicher, ob er mit den schlechten Noten versetzt werden könne. Das Kichern war sein Verhängnis. Wir achten zu selten auf die kleinen Dinge, ein Wort, einen Blick, eine Geste oder ein Kichern, besonders in Eds Jahren. Die Mädchen haben ihn auf dem Gewissen, aber sie wissen es nicht. Unschuldig wie kleine Tiere.“

„Unsinn. Mein Freund Eddi, mit doppeltem D, der suchte nicht mehr, nirgendwo und nichts, der ließ sich von einem Kichern nicht umwerfen. Der hatte längst gefunden. Er wußte, was er wollte, wie wir alle. Er wußte längst, daß alles keinen Sinn hat. Er probierte noch ein bißchen, mal hier, mal da. Aber es war gleichgültig, ob er auf dem Moped lag oder auf einem Mädchen. Es interessierte ihn so lange, wie es dauerte. Dann war's vorbei und langweilte ihn. Ich bin genauso, darum weiß ich es. Was er anfaßte, gelang, aber es machte ihm keinen Spaß. Es hat doch alles keinen Sinn. Was soll das alles? Die schlechten Noten hätte er bis zur Versetzung mit der linken Hand korrigiert. Daß er's an diesem Tag getan hat, war nur, um die Alten auf die falsche Spur zu locken. Der beste Schüler der Klasse verübt Selbstmord ein paar schlechter Noten wegen. Das ist paradox, das liebte er. Ich beneide ihn, weil er härter war als wir alle, weil er den Mut gehabt hat, wozu ich nie den Mut haben werde. So war unser Eddi, mit doppeltem D.“

Begleittext

Das Wissen über das Leben und Überleben der Kinder im Nationalsozialismus ist gering. Schnurres Text scheint nur ganz am Rande den Zeitrahmen zu berücksichtigen. Wie aber vollzieht sich Leben in der Bedrohung, die kaum empfunden wird, doch täglich präsent ist.

Die Kinder des Nationalsozialismus sind heute erwachsen, von ihnen zu hören, mit ihnen zu sprechen, muß interessant sein. Unsere Gegenwart war einmal ihre Zukunft. Welche Zukunftsgedanken haben sie gehabt?

Hinweis: Nachforschungen darüber anstellen, wie Kinder zwischen 1933 und 1945 gelebt haben. Befragungen machen, Zeitungsarchive anschauen, Bilder sammeln.

Gab es das auch: Widerstand von Kindern und Halbwüchsigen? Die nachfolgende Geschichte von Degenhardt wird davon erzählen, z.B.: Edelweißpiraten sind junge Widerständler im rheinischen Raum gewesen, die weniger aus Wissen, denn aus Instinkt das Wesen des Faschismus begriffen hatten und sich gegen ihn auflehnten. Sie begriffen, daß Politik sich nicht fernab von ihnen zutrug, sondern mit ihnen persönlich und mit ihrem Verhalten zu tun hatte.

Viele Kinder und Jugendliche sind von den Nationalsozialisten umgebracht worden.

Hinweis: Viele Kinder sind auch in KZs gelandet und dort ermordet worden. Was wissen wir darüber, wie kann man sich sachkundig machen. Es wäre interessant, die vorhandenen Quellen aus diesem Blickwinkel zu sichten.

Stichworte

24 Jenö war mein Freund

Wolfdietrich Schurre

Als ich Jenö kennenlernte, war ich neun; ich las Edgar Wallace und Conan Doyle, war eben sitzengeblieben und züchtete Meerschweinchen.

Jenö traf ich zum ersten Mal auf dem Stadion am Faulen See beim Grasrupfen; er lag unter einem Holunder und sah in den Himmel. Weiter hinten spielten sie Fußball und schrien manchmal „Tooooooor!“ oder so was. Jenö kaute an einem Grashalm; er hatte ein zerrissenes Leinenhemd an und trug eine Manchesterhose, die nach Kokelfeuer und Pferdestall roch.

Ich tat erst, als sähe ich ihn nicht, und rupfte um ihn herum; aber dann drehte er doch ein bißchen den Kopf zu mir hin und blinzelte schläfrig und fragte, ich hätte wohl Pferde.

„Nee“, sagte ich, „Meerschweinchen.“

Er schob sich den Grashalm in den anderen Mundwinkel und spuckte aus. „Schmecken nicht schlecht.“

„Ich eß sie nicht“, sagte ich; „dazu sind sie zu nett.“

„Igel“, sagte Jenö und gähnte, „die schmecken auch nicht schlecht.“

Ich setzte mich zu ihm. „Igel —?“

„Tooooooor!“ schrien sie hinten.

Jenö sah wieder blinzelnd in den Himmel. Ob ich Tabak hätte.

„Hör mal“, sagte ich; „ich bin doch erst neun.“

„Na und —“, sagte Jenö; „ich bin acht.“

Wir schwiegen und fingen an, uns leiden zu mögen.

Dann mußte ich gehen. Doch bevor wir uns trennten, machten wir aus, uns möglichst bald wieder zu treffen.

Vater hatte Bedenken, als ich ihm von Jenö erzählte. „Versteh mich recht“, sagte er, „ich hab nichts gegen Zigeuner, bloß —“

„Bloß —?“ fragte ich.

„Die Leute —“, sagte der Vater und seufzte. Er nagte eine Weile an seinen Schnurrbartenden herum. „Unsinn“, sagte er plötzlich; „schließlich bist du jetzt alt genug, um dir deine Bekannten selbst auszusuchen. Kannst ihn ja mal zum Kaffee mit herbringen.“

Das tat ich denn auch. Wir tranken Kaffee und aßen Kuchen zusammen, und Vater hielt sich auch wirklich hervorragend. Obwohl Jenö wie ein Wiedehopf roch und sich auch sonst ziemlich seltsam benahm — Vater ging drüber weg. Ja, er machte ihm so-

gar ein Katapult aus echtem Vierkantgummi und sah sich oben-
drein noch alle unsere neu erworbenen Konversationslexikon-
bände mit uns an.

Als Jenö weg war, fehlte das Barometer über dem Schreibtisch.
Ich war sehr bestürzt; Vater gar nicht so sehr.

„Sie haben andere Sitten als wir“, sagte er; „es hat ihm eben ge-
fallen. Außerdem hat es sowieso nicht mehr viel getaugt.“

„Und was ist“, fragte ich, „wenn er es jetzt nicht mehr raus-
rückt?“

„Gott —“, sagte Vater, „früher ist man auch ohne Barometer
ausgekommen.“ Trotzdem, das mit dem Barometer, fand ich,
ging ein bißchen zu weit. Ich nahm mir jedenfalls vor, es Jenö
wieder abzunehmen.

Aber als wir uns das nächste Mal trafen, hatte Jenö mir ein so
herrliches Gegengeschenk mitgebracht, daß es unmöglich war,
auf das Barometer zurückzukommen. Es handelte sich um eine
Tabakpfeife, in deren Kopf ein Gesicht geschnitzt war, das
einen Backenbart aus Pferdehaar trug.

Ich war sehr beschämt, und ich überlegte lange, wie ich mich re-
vanchieren könnte. Endlich hatte ich es: Ich würde Jenö zwei
Meerschweinchen geben. Es bestand dann zwar die Gefahr, daß
er sie aufessen würde, aber das durfte einen jetzt nicht küm-
mern; Geschenk war Geschenk.

Und er dachte auch gar nicht daran, sie zu essen; er lehrte sie
Kunststücke. Innerhalb weniger Wochen liefen sie aufrecht auf
zwei Beinen; und wenn Jenö ihnen Rauch in die Ohren blies,
legten sie sich hin und überkugelten sich. Auch Schubkarren-
schieben und Seiltanzen lehrte er sie. Es war wirklich erstaun-
lich, was er aus ihnen herausholte; Vater war auch ganz beein-
druckt.

Ich hatte damals außer Wallace und Conan Doyle auch gerade
die zehn Bände von Doktor Doolittle durch, und das brachte
mich auf den Gedanken, mit Jenö zusammen so was wie einen
Meerschweinchenzirkus aufzumachen.

Aber diesmal hielt Jenö nicht durch. Schon bei der Vorprüfung
der geeigneten Tiere verlor er die Lust. Er wollte lieber auf Igel-
jagd gehen, das wäre interessanter.

Tatsächlich, das war es. Obwohl — mir war ziemlich mulmig da-
bei. Ich hatte nichts gegen Igel, im Gegenteil, ich fand sie sym-
pathisch. Aber es wäre sinnlos gewesen, Jenö da beeinflussen zu
wollen. Und das lag mir auch gar nicht.

Er hatte sich für die Igeljagd einen handfesten Knüppel besorgt,

der unten mit einem rauhgefeilten Eisenende versehen war; mit
dem stach er in Laubhaufen rein oder stocherte auf Schutthal-
den unter alten Eimern herum. Er hatte so oft bis zu vier Stück
an einem Nachmittag harpuniert; keine Ahnung, wie er sie auf-
spürte, er muß sie gerochen haben, die Burschen.

Jenös Leute hausten in ihren Wohnwagen. Die standen zwischen
den Kiefern am Faulen See, gleich hinter dem Stadion. Ich war
oft da, viel häufiger als in der Schule, wo man jetzt doch nichts
Vernünftiges mehr lernte.

Besonders Jenös Großmutter mochte ich gut leiden. Sie war un-
gläublich verwahrlost, das stimmt. Aber sie strahlte soviel Würde
aus, daß man ganz andächtig wurde in ihrer Nähe. Sie sprach
kaum; meist rauchte sie nur schmatzend ihre Stummelpfeife
und bewegte zum Takt eines der Lieder, die von den Lager-
feuern erklangen, die Zehen.

Wenn wir abends mit Jenös Beute dann kamen, hockte sie schon
immer am Feuer und rührte den Lehmbrei an. In den wurden die
Igel jetzt etwa zwei Finger dick eingewickelt. Darauf legte Jenö
sie behutsam in die heiße Asche, häufelte einen Glutberg auf
über ihnen, und wir kauerten uns hin, schwiegen, spuckten ins
Feuer und lauschten darauf, wie das Wasser in den Lehmkugeln
langsam zu singen anfang. Ringsum hörte man die Maulesel und
Pferde an ihren Krippen nagen, und manchmal klirrte leise ein
Tamburin auf, oder mit einer hohen trockenen Männerstimme
zusammen begann plötzlich hektisch ein Banjo zu schluchzen.

Nach einer halben Stunde waren die Igel gar. Jenö fischte sie
mit einer Astgabel aus der Glut. Sie sahen jetzt wie kleine, etwas
zu scharf gebackene Landbrote aus; der Lehm war steinhart ge-
worden und hatte Risse bekommen, und wenn man ihn ab-
schlug, blieb der Stachelpelz an ihm haften, und das rostrote
Fleisch wurde sichtbar. Man aß grüne Paprikaschoten dazu oder
streute rohe Zwiebelkringel darauf; ich kannte nichts, das auf-
regender schmeckte.

Aber auch bei uns zu Hause war Jenö jetzt oft. Wir sahen uns in
Ruhe die sechs Bände unseres neuen Konversationslexikons an;
ich riß die Daten der Nationalen Erhebung aus meinem Diarium
und schrieb rechts immer ein deutsches Wort hin, und links mal-
te Jenö dasselbe Wort auf Rotwelsch daneben. Ich habe damals
eine Menge gelernt; von Jenö, meine ich, von der Schule rede
ich jetzt nicht.

Später stellte sich auch heraus, es verging kein Tag, an dem die
Hausbewohner sich nicht beim Blockwart über Jenös Besuche

beschwerten, sogar zur Kreisleitung ist mal einer gelaufen. Weiß der Himmel, wie Vater das jedesmal abbog, mir hat er nie etwas davon gesagt.

Am meisten hat sich Jenö aber doch für meine elektrische Eisenbahn interessiert; jedesmal, wenn wir mit ihr gespielt hatten, fehlte ein Waggon mehr. Als er dann aber auch an die Schienenteile, die Schranken und die Signallampen ging, frage ich doch mal Vater um Rat.

„Laß nur“, sagte er; „kriegst eine neue, wenn Geld da ist.“

Am nächsten Tag schenkte ich Jenö die alte. Aber merkwürdig, jetzt wollte er sie plötzlich nicht mehr, er war da komisch in dieser Beziehung.

Und dann haben sie sie eines Tages doch abgeholt; die ganze Bande; auch Jenö war dabei. Als ich früh hinkam, hatten SA und SS das Lager schon umstellt, und alles war abgesperrt, und sie scheuchten mich weg.

Jenös Leute standen dicht zusammengedrängt auf einem Lastwagen. Es war nicht herauszubekommen, was man ihnen erzählt hatte, denn sie lachten und schwatzten, und als Jenö mich sah, steckte er zwei Finger in den Mund und pfiiff und winkte rüber zu mir.

Bloß seine Großmutter und die übrigen Alten schwiegen; sie hatten die Lippen aufeinandergepreßt und sahen starr vor sich hin. Die anderen wußten es nicht. Ich habe es damals auch nicht gewußt: ich war nur traurig, daß Jenö jetzt weg war. Denn Jenö war mein Freund.

Einführung in den Text

Siehe Begleittext bei Wolfdietrich Schnurre: Jenö war mein Freund.

Stichworte

Jetzt waren schon drei in der Erlenhöhle und sollten bald noch mehr werden. Der vierte war Berti Bischoff, erst Freund, dann Feind, dann wieder Freund, wie das so ging in diesen Zeiten. Und das ging so.

Berti Bischoff, Sohn vom Lehrer Bischoff, war in dieselbe Klasse gegangen wie Egon Ronsdorf, Viehmanns älterer Bruder, der im vorigem Jahr gefallen war, und Berti hatte damals öfter bei Ronsdorfs gegessen als bei sich zu Hause. Aß da, schlief da und war wie der Bruder von Egon und Viehmann. Dann kam er aufs Gymnasium und einiges änderte sich. Zunächst trat er in 07 ein, was schon Verrat war.

Berti und Egon hatten auf dem rechten Flügel in der A-Mannschaft bei TuS 98, vormals Arbeitersportverein, gespielt. Nachdem der Verein zum dritten Mal und endgültig verboten wurde, warteten die in 07 auf die guten Spieler aus TuS, aber natürlich dachte niemand daran, in den Klumpkesverein zu gehen, außer Berti. Egon hatte das noch entschuldigt. Lehrersohn, sagte er, früher oder später gehen die alle rüber, und ist immer noch besser, daß er Fußball spielt, wie Handball oder sogar Tennis. Außerdem war Berti fußballverrückt. Nun hatten sie in der Gegend alle was übrig für Fußball, sehr viel sogar, aber bei Berti war das noch mehr. Er lebte von morgens bis abends im Fußball, kannte jeden Spieler in Deutschland, zeichnete Spielzüge ein in Hefte, stellte Mannschaften auf und um, probierte die letzten Tricks und man sah ihn nirgendwo draußen mal ohne Ball. Der Übertritt nach 07 war also zumindest verständlich.

Nach und nach aber entwickelte er sich zum Ekel, wollte alles noch besser wissen, nicht nur im Fußball, wie das so kommt, wenn einer ins Gymnasium geht und die anderen bleiben draußen. Schließlich wurde es so schlimm, daß Egon ihn rauswarf.

Sie sahen ihn eine Zeitlang nicht mehr, bis Fänä und die anderen ins Jungvolk mußten. Zunächst waren sie hitlerjugendunwürdig gewesen wie ihre Väter wehrunwürdig, aber dann hatten die Braunen sich das anders überlegt, weil sie immer mehr Soldaten brauchten und im Jungvolk schon damit anfangen.

Also Fänä Spormann, Viehmann Ronsdorf, Tünnemann Niehus und Zünder Krach mußten an einem Samstagnachmittag im Jugendheim erscheinen, antreten nannten die das, trafen da auf

die übrigen Unwürdigen aus der Stadt, lauter Leute mit bekannten und gefürchteten Namen, bis auf zwei oder drei, saßen in einem Raum mit Fahnen und Fotos von Nazis und hörten sich eine Rede an, die ein dicker Rotgesichtiger in Uniform, den sie Bannführer nannten, auf sie losließ. Wären ihre Väter auch Volksschädlinge oder zumindest gewesen und sie, die Kinder, auch nicht viel besser, ging es jetzt darum, die Scharte auszuwetzen undsoweiter. Eiertuß, ein riesiger Kerl aus dem Papageienviertel, vierzehn Jahre, der schon zwei Söhne hatte, fragte dazwischen, ob sie jetzt sowas wären wie ne Kazettkolonne oder Strafbataillon. Schnauze, schrie der Dicke und, sie würden ihnen diese Feindparolen schon austreiben, fing wieder an mit Wehrvolk, vor allem die Jungen, undsoweiter.

Fänä hätte nicht hingehört, wenn er nicht Berti Bischoff bemerkt hätte, der vor ihnen und zwischen anderen an einem Tisch saß. Und dann kam es. Zwei Züge würden gebildet aus ihnen, und Führer von Zug 1b ist – und Berti Bischoff sprang auf – Berthold Bischoff.

So schlimm könnte es also nicht werden, meinte Tünnemann nachher, aber Viehmann lachte böse. Abwarten, sagte er, das wird nämlich viel schlimmer. Viehmann behielt recht. Am nächsten Samstag mußten sie erst mal eine Stunde lang rummarschieren und hinlegen, auf, und danach im Heim hielt Berti Bischoff eine Rede so wie der Dicke, der Einfluß vom Elternhaus, der müßte bei ihnen raus, ihre Väter und Mütter, Schädlinge wären das undsoweiter.

Abends wartete Fänä am Zaun vor Bischoffs Haus. Hör mal, sagte er, als Berti ankam, verstehn wir ja, daß du son Blödsinn quatschst, wenn Braune in der Nähe sind. Auch marschieren und so, jedenfalls für die erste Zeit, aber das muß bald aufhören. Was, schrie Berti, was erlaubst du dir, unverschämt undsoweiter. Fänä stand auf. Also merk dir das, sagte er und ging. Aber beim nächsten Mal kam es noch schlimmer. Fänä, Viehmann, Tünnemann und Zünder mußten strafexerzieren, an Berti vorbeimarschieren, ihn mit erhobener Hand grüßen, und in der Schulungsstunde nannte er Viehmanns Vater beim Namen und: bolschewistischen Volksfeind.

Das ging natürlich zu weit. Viehmann schlug vor, ihn einfach fertigzumachen, zack zack, und hinterher mit den Beinen drüber, die alte Methode, das wär doch das einzige, was die verstünden. Fänä war anderer Ansicht. Strafe müßte natürlich sein, aber erstmal sachte, so mehr wie Spaß, und wenn er dann immer

noch weitermachte, könnte man ja auch bißchen weitergehen. Und er erklärte seinen Plan, der ansetzte bei Bertis Fußballverrücktheit. Die anderen fanden den Plan sehr gut, besonders Sugga, die sich nicht einkriegen konnte vor Lachen.

Paar Tage darauf, am Nachmittag, gingen sie rüber zum alten TuS-Platz, der direkt neben Bischoffs Haus lag. Sie hatten einen richtigen Lederball, mit richtiger Gummiblase und richtigem Lederriemen geschnürt, dabei. Den Ball zu besorgen, war der schwerste Teil von dem Plan gewesen. Längst gab es keine Fußbälle mehr. Man spielte mit Bällen aus Stoff, mit Stroh gefüllt, Prumen, die überhaupt nichts hergaben und schon nach einer halben Stunde platt am Boden lagen und keinen Zentimeter mehr sprangen. Bei 07 lagen zwei richtige Fußbälle im Panzerschrank.

Aber Bubi van Böthen, der kindergelähmte Sohn vom Apotheker, hatte einen Fußball, gelbe Rindslederhülle, Gummiblase ohne Flecken, alles nagelneu, nicht zu schwer, nicht zu leicht, und den hatte Bubi, um die Kinder von der Straße zu locken, damit sie mit ihm Mensch-ärger-dich-nicht spielten. Für drei Stunden Mensch-ärger-dich-nicht lieb er den Ball eine Stunde aus und auch nur an drei, weil Bubi Mensch-ärger-dich-nicht nur zu viert spielte. So hatten Fänä, Sugga und Zünder an zwei Nachmittagen je drei Stunden lang Mensch-ärger-dich-nicht gespielt, und weil man dabei nicht mogeln konnte und Bubi meistens verlor, hatten sie sich auch noch beschimpfen, mit Klötzchen bewerfen und anspucken lassen. Egal, jetzt hatten sie den Ball, und je näher sie zum Platz kamen, desto geiler wurden sie. Sie blieben auf der Platzmitte, in Höhe von Bischoffs Haus.

Fänä holte den Ball mit der rechten Hacke hoch, ließ ihn paar-mal von Knie zu Knie springen, Kopf Knie Fuß Fuß Kopf Kopf, und nickte ihn rüber zu Viehmann, der ihn, weit nach hinten gebogen aber Kreuz rausgedrückt und Arme parallel nach oben gestreckt, auf flacher Brust annahm, am Körper abrollen ließ bis zum Fuß und, Fuß Fuß Fuß, leicht über'n Kopf auf die Hacke zog, wieder rüberholte, kurz auf der linken Schulter schweben ließ, antippte, von Schulter auf Kopf, auch da kurz schweben, und wieder runter zum Fuß gleiten ließ, dann halbhoch zu Tünnemann gab, der ihn halbhoch mit linkem Seitenrist annahm, zum rechten Seitenrist tippte zurück und hin, und wieder zurück, und dabei vorwärts und rückwärts lief. Das sah komisch aus, war aber ziemlich schwer und gehörte zu Tünnemanns Stil. Fänä und Viehmann waren für Schalke. Szepan und Kuzorra,

nannten sich auch beim Spiel Fritz und Ernst, wenn sie den Ball kreiseln ließen, und Zünder der Torwart war Kreß von Dresden SC, hielt hohe Bälle mit ausgestreckten Händen vom Körper ab und hechtete nach den halbhoher mit angewinkelten Armen. Tünnemann, der natürlich wieder was Besonderes haben mußte, war Dvoracek von Rapid Wien und nannte das Wiener Flachpaß, sein kurzes Trippeln, Arme waagrecht von sich gestreckt, wobei er die Hände wie Flügel bewegte, und seine Ballarbeit am Unterschenkel.

Es war windstill und man hörte das Flopp Flopp, das nur ein richtiger Fußball abgibt, sehr weit. Berti Bischoff hörte es auch. Fänä sah, wie sich die Gardine bewegte, und kurz darauf ging das Fenster auf und Berti rief runter, woher habt ihr den Ball? Gehört uns, rief Viehmann und spielte Diabolo mit weit zurückhängendem Oberkörper, wobei seine Hände hinten fast den Boden berührten. Berti sah eine Weile zu, schloß dann wieder das Fenster. Der kommt nicht, sagte Sugga. Abwarten, sagte Fänä, und sie bearbeiteten wieder das Bällchen, ließen es kreisen, flach und hoch und halbhoch, und dann ging das Fenster wieder auf. Ich muß auf unser Kläuschen aufpassen, rief Berti. Kann nicht einer bißchen kommen solange? Ich komm schon, rief Sugga.

Die anderen liefen zum Tor, und während Fänä und Tünnemann schossen und Zünder hechtete, holte Viemann unter der Jacke am Torpfosten weg die dreißig Kilo schwere Eisenkugel, abgesehen von einer Gewichtheberstange beim Eisensammeln. Er legte die Kugel auf die Mitte der Strafraumgrenze. Die Kugel war ungefähr so groß wie der Fußball und sah auch so aus, mit gelben Feldern und schwarzen Nahtstrichen angepinselt.

Als Berti herauskam, anlief, Kopf bißchen vor, die Ärmel vom Hemd dabei hochkremelte, schräg nach links und rechts oben guckte so mit Tribünenblick, da war der richtige Ball schon unter der Jacke am Tor versteckt. Im Tor stand Zünder, vorgebeugt, Arme leicht angewinkelt, und Viehmann stand fünf Meter neben der Kugel. Fänä lehnte von außen am Tor. Berti, rief er, Schuuuuuß! Und Berti lief an von Platzmitte, stieß beim Anlauf die Fußspitze auf den Boden, paar-mal, und rannte dann los in voller Fahrt auf die Strafraumgrenze. Fußballschuhe gab es seit langem nicht mehr. Man spielte in Turnschuhen. Auch Berti Bischoff.

Dann kam der Schrei wie von einem angestochenen Jungbullen. Helfen lassen wollte sich Berti nicht, lag am Boden und schlug mit den Händen um sich, aber Viehmann und Zünder packten

ihn, stellten ihn auf, Berti knickte ein, schrie wieder wie verrückt. Viehmann sagte, nana, ein Hitlerjunge weint doch nicht. Berti spuckte ihn an. Zünder sagte, du kannst aber auch überhaupt keinen Spaß vertragen. Obwohl er sich wehrte, brachten sie ihn ins Haus. Was denn los wär, fragte Sugga. Ball nicht getroffen, sagte Fänä. Sie setzten Berti ins Sofa und ehe sie gingen, sagte Fänä noch, steht jetzt eins zu eins, von uns aus ist Spielschluß.

Am nächsten Samstag traten nur Fänä und Viehmann an. Berti Bischoff trug seinen Fuß in Gips, Marschieren fiel aus und in der Schulungsstunde mußten sie Lieder singen. Später an der Tür hielt Berti die beiden zurück. Eins zu eins, sagte er, einverstanden, wartet, ich komme mit. Sie gingen raus auf den Gang. Muß noch eben hier rein, sagte Berti, machte eine Tür auf. Vorsicht, rief Fänä, aber da war der Gang schon von beiden Seiten besetzt. Reiter-HJ, Kerle mit Stiefeln, schoben die beiden in den Raum, von da runter in den Keller, und da wurden sie fertiggemacht nach der alten Methode, zum Schluß mit Stiefeln drüber. Sie kamen wieder zu sich, als sie mit Wasser übergossen wurden, schleppten sich nach Hause und mußten paar Tage im Bett bleiben.

Drei Monate marschierten sie samstags nachmittags, hörten sich das Gelaber an, sangen „Ein junges Volk steht auf“ undsowweiter, und einmal, als sie am Straßenrand saßen in Hitze und Staub, von irgendwo klang das ewig gleiche Tääräterätää vom Fanfarenzug, sagte Berti zu Fänä, na siehst du, jetzt klappt das doch zwischen uns, Härte, das ist es, so macht man Stahl. Ja, sagte Fänä, hast recht.

Festus Kowalski war auch bei ihnen im Zug 1b, weil sein Vater Bibelforscher war und im KZ. Hör mal, sagte Viehmann eines Tages zu ihm, dir nehmense doch immer dein Brot und die Milch ab, Eiertüß und die anderen, morgens, wenne inne Schule gehst. Willsse die nicht mal fertigmachen, wenigstens Eiertüß? Wie denn, fragte Festus. Beim Geländespiel, sagte Viehmann, wir fangen ihn da, abseits, halten ihn fest, du haust ihm den Arsch blau, ganz einfach, und er weiß nicht mal, wer ihn verhauen hat. Du mußt bloß am Samstag beim Dienst sagen, wir wollten doch mal Geländespiel machen in Döhmanns Busch. Warum grad er das fragen sollte, wollte Festus wissen. Fänä erklärte ihm, daß sie das nicht fragen könnten, weil Berti Bischoff dann mißtrauisch würde. Aber du, son Jehova, freut der sich, daß du Krieg spielen willst. Ihr habt doch was vor, sagte Festus.

Viehmann lehnte an der Hauswand, ließ eine Fahrradkette kreisen und sagte, sicher Festus, wir wollen dir helfen.

Als Festus am Samstag die Sache mit dem Geländespiel brachte, sagte Fänä, was soll das, im Busch rumlaufen. Besser ist, wenn Berti uns was erzählt, Mensch, Schulung, das haben wir verdammt nötig. Berti Bischoff lächelte. Ihr habt beide recht, sagte er, ein Geländespiel ist nämlich auch Schulung, wenn man es richtig macht. Und nächsten Samstag werde ich euch das beweisen in Döhmanns Busch. Wir werden gegen den Zug 1c kämpfen.

Im Zug 1c waren Eiertüß und seine Leute, und Fänä zog an einem Nachmittag ins Papageienviertel, eine Siedlung aus bunten Baracken, da, wo die Oberstadt in den Südwald überging. Eiertüß hockte mit zweien von seinen Leuten vor einer auseinandergenommenen Zündapp. Sieh an, sagte er, einer von unten kommt hier rauf. Er trug die Lederhose mit Gürtel und Edelweiß der Tampicos, weißes Hemd und weiße Socken. Ein zwanzigjähriges Mädchen, Anna, groß und schwarz wie eine Zigeunerin, saß auf einer Kiste und hatte Eiertüß' Jüngstes im Arm. Fänä gab eine Flasche Schabau in die Runde und sagte zu Anna, du siehst aber gut aus. Sie lachte. Frag mal den Dicken, sagte sie, vielleicht läßt er dich ran an mich. Eiertüß sagte, ich schieb 'n Gruß mit rein nächstes Mal. Sie lachten alle und tranken.

Er müßte was mit ihm bereden, sagte Fänä zu Eiertüß und der schickte seine beiden Leute weg. Anna bleibt hier, sagte er. Anna nahm das Kleine hoch, holte eine große und schöne Brust raus und ließ es suggeln. Fänä guckte zu und Eiertüß fragte, hasse noch nie ne Titte gesehen? Also was willsse? Die Verhandlung war hart und dauerte lange, aber sie wurden einig. Auch Festus Kowalski konnte zufrieden sein. Er sollte für immer in Ruhe gelassen werden und kriegte als Schadensersatz zwanzig Mark. Eiertüß bekam für alles den geschweißten Rohrrahmen einer 250er BMW, der in Spormanns Keller lag.

Am nächsten Samstag fehlte Alex Springorum, der Zugführer von 1c. Lag im Bett, weil er böse gefallen war abends auf dem Nachhauseweg, und Eiertüß sagte zu Berti Bischoff, er hätte mit Alex gesprochen, er, Eiertüß, sollte die Führung übernehmen von Zug 1c bei dem Geländespiel. Angreiferpartei war Zug 1b. Eiertüß sollte mit seinen Leuten Höhe 8, nicht weit von der Erlehenhöhe, halten und vor allem die Meldetasche mit wichtiger Nachricht.

Das weitere lief wie am Schnürchen. Beim Stoßtrupunterneh-

men mit Berti, Fänä, Zünder und zwei anderen lockte Fänä den Zugführer in die Erlenhöhe. Zünder und die anderen bekamen den Befehl, zur Truppe zurückzustoßen, und damit war Berti in ihrer Gewalt. Eiertüß ließ sich überrennen, und am Abend zogen alle getrennt nach Hause, ohne daß einer noch lange nach dem Zugführer von 1b fragte.

Sie legten Berti nackt gefesselt und angepflockt in einen Ameisenhaufen. Wenn du den Mund aufmachst und schreist, sagte Viehmann, pissen sie dir den Hals voll und dann ersticksse. Nach einer halben Stunde banden sie ihn los. So macht man Stahl, sagte Fänä. Berti Bischoff hatte nur noch Angst, rote Augen, er konnte überhaupt nicht mehr schreien. Zwei zu zwei, sagte Fänä, und jetzt will ich dir mal was flüstern. Wir sind nicht allein, das brauch ich dir ja nicht weiter zu erklären. Beim nächsten Mal, verlaß dich drauf, macht man sich Gedanken.

Von da an war Ruhe. Fänä und die anderen erschienen nicht mehr zum Dienst und Berti Bischoff meldete auch ihr Fehlen nicht weiter.

Einführung in den Text

Der Untertitel dieses Buches lautet „Eine Jüdin verläßt die Bundesrepublik“. Im gleichen Buch schreibt Henryk M. Broder: „Eine junge Jüdin, nach dem Krieg in Deutschland geboren, verläßt 1979 die Bundesrepublik – und geht nach Israel. Sie ist mit deutschen Kindern zur Schule gegangen, hat mit deutschen Kommilitonen studiert, schließlich fünf Jahre lang deutsche Schulkinder unterrichtet. Die Fülle ihrer Erfahrungen faßt sie in einem Satz zusammen: ‚Dies ist nicht mein Land‘.“

Die Geschichte von Lea Fleischmann ist nur auf den ersten Blick die Chronik einer nicht erlebten Integration; tatsächlich ist es eine ebenso subjektive wie provokante Beschreibung der Art, wie die Menschen in diesem Land miteinander umgehen. Lea Fleischmann ist nicht weggegangen, weil sie als Jüdin angegriffen wurde. Sie ist weggegangen, weil sie sich nicht an einem ‚Demokratiespiel‘ beteiligen wollte, unter dessen Oberfläche die alten Regeln von Befehl und Gehorsam, Hochmut und Duckmäusertum weiterhin gelten und befolgt werden.

Begleittext

*Ich, der Ewige, dein Gott, bin ein eifernder Gott, der ahndet die Schuld der Väter an den Kindern, am dritten und vierten Geschlecht bei denen, die mich hassen, und übt Gnade bis ins tausende Geschlecht bei denen, die mich lieben und meine Gebote halten.
Ex 20,5 f.*

Stichworte

26 Guten Tag Lea Fleischmann

Solch eine Hildegard war Hildegard Schulz, geboren am 9. Juli 1920. Ein unauffälliges und durchschnittlich aussehendes Mädchen, aber eine Hildegard, die sich dem Recht und der Freiheit verschrieben hatte. Was tat sie? Sie verteilte Flugblätter gegen Unterdrückung, gegen Mord, gegen den nationalsozialistischen Unrechtsstaat, nicht heute, sondern seinerzeit. Im Juli 1942. Jemand erwischte sie und brachte sie zur Geheimen Staatspolizei, und am 4. Juli wurde sie in das Konzentrationslager Ravensbrück eingewiesen. Hildegards Mutter machte sich große Sorgen, der Vater war gefallen, das Mädchen ihr ein und alles.

„Warum, Hildegard, hast du das gemacht, warum, mein Kind?“ fragte sie sich immer wieder. Sie suchte nach ihrem Kind, fand heraus, daß die Tochter in Ravensbrück war und schrieb einen Brief dorthin. Sie bat höflich, man solle ihr bitte mitteilen, wie lange Hildegard eingesperrt bleiben werde.

Der Lagerkommandant, SS-Obersturmbannführer, läßt Hildegard kommen. Er steht vor ihr, in hohen Schaftstiefeln, in schwarzer Uniform mit unerbittlichen Augen. Und sie steht vor ihm, im zerrissenen Häftlingsanzug mit kahlgeschorenem Kopf, aufrecht.

„Heil Hitler“, sagte der Lagerkommandant.

„Guten Tag“, antwortete sie.

„Heil Hitler“, wiederholt er.

„Guten Tag.“

Er holt mit der Hand aus und schlägt ihr ins Gesicht. Sie fällt.

„Heil Hitler!“ schreit er.

Sie richtet sich auf, zögert einen Moment und sagt: „Guten Tag“.

„Dir werden wir das Heil Hitler schon beibringen“, sagt er.

An die Mutter schreibt er:

Sehr geehrte Frau Schulz!

Auf Ihr Schreiben vom 19.7.42 teile ich Ihnen mit, daß Ihre Tochter am 4.7.42 in das hiesige Lager eingewiesen wurde. Wie lange sich die Unterbringung im Lager erstreckt, ist hier nicht bekannt, da sie auf unbestimmte Zeit hier eingewiesen wurde. Ihre Entlassung hängt von ihrer Führung und Arbeitsleistung im Lager ab. Alles Weitere, auch den Grund ihrer Einweisung, kön-

nen Sie bei der Staatspolizeistelle Schwerin erfahren. Ich bin überzeugt, daß Ihrer Tochter ein längerer Aufenthalt im hiesigen Lager nicht schaden wird.

Heil Hitler! Der Lagerkommandant

Die wird das Heil Hitler hier noch lernen, denkt er, als er den Brief nochmals durchliest, die wird so lange hier bleiben, bis sie das Heil Hitler gelernt hat.

Sie hat es nicht gelernt. Am 8. März 1944 haben ihr die Lehrer beim Lernen den Schädel eingeschlagen. Aus dem offenen Kopf sickerte das Blut in den gefrorenen Boden. Von der letzten Lektion stand sie nicht mehr auf. Keine 24 Jahre alt.

„Guten Tag“, sagte die Seele, als sie dem Körper entschlüpfte, „Guten Tag!“ schrie sie der Welt entgegen, „Guten Tag!“ donnerte es im All. „Was für ein guter Tag, ihr habt mich nicht bekommen!“ jubelte sie. „Ihr habt meinen Schädel zerbrochen, aber nicht mich.“ Frau Martha Schulz, die Mutter, bekam am 15. März einen Vordruck vom Lager Ravensbrück.

Ihre Tochter Hildegard Schulz ist am 8.3.44 an den Folgen (Todesursache) Schädeltrauma im hiesigen Krankenbau verstorben. Die Leiche wurde am 11.3.44 im staatlichen Krematorium Ravensbrück, Post Fürstenberg, Meckl., eingäschert.

Gegen die Ausfolgung der Urne bestehen, wenn eine Bescheinigung der örtlichen Friedhofsverwaltung beigebracht wird, daß für ordnungsgemäße Beisetzung Sorge getragen ist, keine Bedenken. Der Totenschein ist anliegend beigelegt.

Die erforderliche Friedhofsbescheinigung ist direkt an die Verwaltung des KL Ravensbrück zu übersenden.

Der Lagerkommandant

Kein Heil Hitler.

Begleittext

Du sollst Dir kein geschnitztes Bild machen, kein Abbild von dem, was im Himmel droben oder unten auf der Erde oder im Wasser unter der Erde ist. Du sollst Dich nicht vor diesen Bildern niederwerfen und sie nicht verehren.

Ex 20,4-5

Hinweis: Diese Texte lesen und vorlesen, andere Texte zum Thema Masken sammeln. Dies lässt sich verbinden mit dem Herstellen von Masken (Papier, Pappmache, Gipsmasken), die „hineinszeniert“ werden in das Vorlesen solcher Texte. Durch das Hören und praktische Tun kann eine sinnliche Verbindung zu den Inhalten hergestellt werden. Bei einem größeren Umfang an Arbeitsmöglichkeit eignet sich auch der Einsatz des Films „Der Schrei“, ein Kurzspielfilm, der die Überwachung, Standardisierung und Maskenhaftigkeit des Alltags zum Thema hat.

Auch der Text von Max Frisch (28) hat das Thema Masken als Hintergrund.

Stichworte

27 Masken

Hans Georg Ruhe

Zwei Männer stehen sich gegenüber. Jahr für Jahr, am selben Tag, am selben Ort. In Reichweite stehen sie sich gegenüber. Der eine streckt die Hände aus, spreizt die Finger, krümmt sie und greift hinter das Gesicht des anderen.

Quadratzentimeter um Quadratzentimeter zieht er das Gesicht vom Kopf, anfangend an der Stirn über die Augenhöhlen, die Nase, den Mund, das Kinn. Ruhig bewegen sich seine Hände von oben nach unten, bis er das Gesicht in der Hand hält, es unter sich fallen lässt. Während dieser Zeit zerrt und zurt der andere Mann am Kopf seines Gegenübers, zieht hastig das Gesicht zur Seite nach vorn, zerreißt es dabei, löst die letzten Fetzen, wirft das Gesicht davon. Anschließend verabschieden sich die beiden.

Zwei Männer stehen sich gegenüber. Jahr für Jahr am selben Tag, am selben Ort. In Reichweite stehen sie sich gegenüber. Der eine streckt die Hände aus, spreizt die Finger, krümmt sie und greift hinter das Gesicht des anderen.

Während dieser Zeit zerrt und zurt der andere Mann am Kopf des Gegenüber, zieht hastig das Gesicht zur Seite, löst die Fetzen, wirft das Gesicht davon. Zwei Männer stehen sich Jahr für Jahr gegenüber, schälen Gesicht um Gesicht vom Kopf des anderen. Sich wandelnde und verwandelnde Gesichter, lachende und weinende Gesichter, freundliche und abweisende, stumme und sprechende.

Nach Jahren stehen zwei Männer sich gegenüber. In der Hand tragen sie je ein Gesicht, kleben es dem Gegenüber vor den Kopf, drapieren die Haare drum herum, schauen sich so lange an, bis die neuen Gesichter in sich zusammenfallen.

Einführung in den Text

Siehe Einführung in den Text zu Hans Georg Ruhe: „Masken“, Nr. 27.

Begleittext

„Der Mensch verschanzt sich gegen sich selbst.“
Tagore

Stichworte

28 Der Spiegel

Max Frisch

Kassandra, die Ahnungsvolle, die scheinbar Warnende und nutzlos Warnende, ist sie immer ganz unschuldig an dem Unheil, das sie vorausklagt?

Dessen Bildnis sie entwirft.

Irgendeine fixe Meinung unsrer Freunde, unsrer Eltern, unsrer Erzieher, auch sie lastet auf manchem wie ein altes Orakel. Ein halbes Leben steht unter der heimlichen Frage: Erfüllt es sich oder erfüllt es sich nicht. Mindestens die Frage ist uns auf die Stirne gebrannt, und man wird ein Orakel nicht los, bis man es zur Erfüllung bringt. Dabei muß es sich durchaus nicht im geraden Sinn erfüllen; auch im Widerspruch zeigt sich der Einfluß, darin, daß man so nicht sein will, wie der andere uns einschätzt. Man wird das Gegenteil, aber man wird es durch den andern.

Eine Lehrerin sagte einmal zu meiner Mutter, niemals in ihrem Leben werde sie stricken lernen. Meine Mutter erzählte uns jenen Ausspruch sehr oft; sie hat ihn nie vergessen, nie verziehen; sie ist eine leidenschaftliche und ungewöhnliche Strickerin geworden, und alle die Strümpfe und Mützen, die Handschuhe, die Pullover, die ich jemals bekommen habe, am Ende verdanke ich sie allein jenem ärgerlichen Orakel! . . .

In gewissem Grad sind wir wirklich das Wesen, das die andern in uns hineinsehen, Freunde wie Feinde. Und umgekehrt! Auch wir sind die Verfasser der andern; wir sind auf eine heimliche und unentrinnbare Weise verantwortlich für das Gesicht, das sie uns zeigen, verantwortlich nicht für ihre Anlage, aber für die Ausschöpfung dieser Anlage. Wir sind es, die dem Freunde, dessen Erstarrtsein uns bemüht, im Wege stehen, und zwar dadurch, daß unsere Meinung, er sei erstarrt, ein weiteres Glied in jener Kette ist, die ihn fesselt und langsam erwürgt. Wir wünschen ihm, daß er sich wandle, o ja, wir wünschen es ganzen Völkern! Aber darum sind wir noch lange nicht bereit, unsere Vorstellung von ihnen aufzugeben. Wir selber sind die letzten, die sie verwandeln. Wir halten uns für den Spiegel und ahnen nur selten, wie sehr der andere seinerseits eben der Spiegel unsres erstarrten Menschenbildes ist, unser Erzeugnis, unser Opfer —.

Begleittext

„Und Jesus sagt zu ihm: ‚Was sagen die Leute, wer ich sei?‘

Sie antworteten: ‚Du bist die Manifestation unseres eschatologischen Wesensgrundes, die Verkündigung, die sich kundtut im Konflikt und im Ablauf des Harmonisierungsprozesses.‘

Und Jesus sagte: ‚Waaas bin ich?‘

Aus Dänemark

Stichworte

29 Die komische Figur des Christen

Harvey Cox

Ein Reisezirkus brach in Flammen aus, nachdem er sich am Rande eines dänischen Dorfes niedergelassen hatte. Der Direktor wandte sich an die Darsteller, die schon für ihre Nummer hergerichtet waren, und schickte den Clown ins Dorf, um Hilfe beim Feuerlöschen zu holen, das nicht nur den Zirkus zerstörte, sondern über die ausgetrockneten Felder rasen und die Stadt selber vernichten könnte. Der angemalte Clown rannte Hals über Kopf auf den Marktplatz und rief allen zu, zum Zirkus zu kommen und zu helfen, das Feuer zu löschen. Die Dorfbewohner lachten und applaudierten diesem neuen Trick, durch den sie in die Schau gelockt werden sollten. Der Clown weinte und flehte, er versicherte, daß er jetzt keine Vorstellung gab, sondern daß die Stadt wirklich in tödlicher Gefahr war. Je mehr er flehte, desto mehr johlten die Dörfler, bis das Feuer über die Felder sprang und sich in der Stadt selbst ausbreitete. Noch ehe die Dörfler zur Besinnung kamen, waren ihre Häuser zerstört.

Krisen, Bedrängnisse und
Erstickungen

Begleittext

Bölls Text gehört in die Kategorien solcher Geschichten, die Zukunft versuchen vorwegzunehmen mit den Mitteln der Satire, gleichzeitig aber auch Gegenwart beschreiben.

Phantasie der Zukunft bedient sich immer der Gegenwartsbilder und -be-griffe. Wir können nur mit der Sprache beschreiben, die aus der Vergangen-heit und der Gegenwart erwächst oder erwachsen ist. Die sprachliche Vor-stellung dessen, was wir für Zukunft halten, ist also begrenzt. Satire hat hier nur die Funktion der Überzeichnung, um deutlich werden zu lassen, was mit den begrenzten Mitteln der Sprache sonst nicht so klar beschreib-bar wäre.

Hinweis: Selbst Zukunftsgeschichten entwickeln und dabei untersuchen, auf welche Gegenwartserfahrungen man zurückgreift. Warum konstituiert sich ein Bild von Zukunft so, wie es erzählt wird. Gerade bei Gruppen Ju-gendlicher gerät dies leicht in eine Zone (alberner) Überzeichnung. Auch dies mag ein Ausdruck dafür sein, das nicht Existente zu fassen. Beim Ent-wickeln von Geschichten käme es auf den Versuch an, die Überzeichnung nicht als „Klamauk“, sondern als pointiertes Mittel zu verstehen.

Stichworte

30 Mein trauriges Gesicht

Heinrich Böll

Als ich am Hafen stand, um den Möwen zuzusehen, fiel mein trauriges Gesicht einem Polizisten auf, der in diesem Viertel die Runde zu gehen hatte. Ich war ganz versunken in den Anblick der schwebenden Vögel, die vergebens aufschossen und niederstürzten, nach etwas Eßbarem zu suchen: Der Hafen war verödet, grünlich das Wasser, dick von schmutzigem Öl, und in seiner krustigen Haut schwamm allerlei weggeworfener Krempel; kein Schiff war zu sehen, die Krane verrostet, Lagerhallen verfallen; nicht einmal Ratten schienen die schwarzen Trümmer am Kai zu bevölkern, still war es. Viele Jahre schon war jede Verbindung nach außen abgeschnitten.

Ich hatte eine bestimmte Möwe ins Auge gefaßt, deren Flüge ich beobachtete. Ängstlich wie eine Schwalbe, die das Unwetter ahnt, schwebte sie meist nahe der Oberfläche des Wassers, manchmal nur wagte sie kreischend den Sturz nach oben, um ihre Bahn mit der der Genossen zu vereinen. Hätte ich einen Wunsch aussprechen können, so wäre mir Brot das liebste gewesen, es den Möwen zu verfüttern, Brocken zu brechen und den planlosen Flügen einen weißen Punkt zu bestimmen, ein Ziel zu setzen, auf das sie zufliegen würden; dieses kreischende Gewebe wirrer Bahnen zu straffen durch den Wurf eines Brotstückes, hineinpackend in sie wie in eine Zahl von Schnüren, die man rafft. Aber auch ich war hungrig wie sie, auch müde, doch glücklich trotz meiner Trauer, denn es war schön, dort zu stehen, die Hände in den Taschen, den Möwen zuzusehen und Trauer zu trinken.

Plötzlich aber legte sich eine amtliche Hand auf meine Schulter, und eine Stimme sagte: „Kommen Sie mit!“ Dabei versuchte die Hand, mich an der Schulter zu zerren und herumzureißen. Ich blieb stehen, schüttelte sie ab und sagte ruhig: „Sie sind verrückt.“

„Kamerad“, sagte der immer noch Unsichtbare zu mir, „ich warne Sie.“

„Mein Herr“, gab ich zurück.

„Es gibt keine Herren“, rief er zornig. „Wir sind alle Kamera-den.“ Und nun trat er neben mich, blickte mich von der Seite an, und ich war gezwungen, meinen glücklich schweifenden Blick zurückzuholen und in seine braven Augen zu versenken:

Er war ernst wie ein Büffel, der seit Jahrzehnten nichts anderes gefressen hat als die Pflicht.

„Welchen Grund . . .“, wollte ich anfangen . . .

„Grund genug“, sagte er, „Ihr trauriges Gesicht.“
Ich lachte.

„Lachen Sie nicht!“ Sein Zorn war echt. Erst hatte ich gedacht, es sei ihm langweilig gewesen, weil keine unregistrierte Hure, kein taumelnder Seemann, nicht Dieb noch Durchbrenner zu verhaften war, aber nun sah ich, daß es ernst war: Er wollte mich verhaften.

„Kommen Sie mit . . .!“

„Und weshalb?“ fragte ich ruhig.

Ehe ich mich versehen hatte, war mein linkes Handgelenk mit einer dünnen Kette umschlossen, und in diesem Augenblick wußte ich, daß ich wieder verloren war. Ein letztes Mal wandte ich mich zu den schweifenden Möwen, blickte in den schönen grauen Himmel und versuchte, mich mit einer plötzlichen Wendung ins Wasser zu stürzen, denn es schien mir doch schöner, in dieser schmutzigen Brühe allein zu ertrinken, als irgendwo auf einem Hinterhof von ihren Schergen erdrosselt oder wieder eingesperrt zu werden. Aber der Polizist hatte mich mit einem Ruck so nahe gezogen, daß kein Entweichen mehr möglich war.

„Und weshalb?“ fragte ich noch einmal.

„Es gibt das Gesetz, daß Sie glücklich zu sein haben.“

„Ich bin glücklich!“ rief ich.

„Ihr trauriges Gesicht . . .“, er schüttelte den Kopf.

„Aber dieses Gesetz ist neu“, sagte ich.

„Es ist sechsendreißig Stunden alt, und Sie wissen wohl, daß jedes Gesetz vierundzwanzig Stunden nach seiner Verkündigung in Kraft tritt.“

„Aber ich kenne es nicht.“

„Kein Schutz vor Strafe. Es wurde vorgestern verkündet, durch alle Lautsprecher, in allen Zeitungen, und denjenigen“, hier blickte er mich verächtlich an, „denjenigen, die weder der Segnungen der Presse noch der des Funkes teilhaftig sind, wurde es durch Flugblätter bekannt gegeben, über allen Straßen des Reiches wurden sie abgeworfen. Es wird sich also zeigen, wo Sie die letzten sechsendreißig Stunden verbracht haben, Kamerad.“

Er zog mich fort. Jetzt erst spürte ich, daß es kalt war und ich keinen Mantel hatte, jetzt erst kam mein Hunger richtig hoch und knurrte vor der Pforte des Magens, jetzt erst begriff ich, daß ich auch schmutzig war, unrasiert, zerlumpt, und daß es Gesetze

gab, nach denen jeder Kamerad sauber, rasiert, glücklich und satt zu sein hatte. Er schob mich vor sich her wie eine Vogelscheuche, die, des Diebstahls überführt, die Stätte ihrer Träume am Feldrain hat verlassen müssen. Die Straßen waren leer, der Weg zum Revier nicht weit, und obwohl ich gewußt hatte, daß sie bald wieder einen Grund finden würden, mich zu verhaften, so wurde mein Herz doch schwer, denn er führte mich durch die Stätten meiner Jugend, die ich nach der Besichtigung des Hafens hatte besuchen wollen: Gärten, die voll Sträucher gewesen waren, schön von Unordnung, überwachsene Wege – alles dieses war nun planiert, geordnet, sauber, viereckig für die vaterländischen Verbände hergerichtet, die montags, mittwochs und samstags hier ihre Aufmärsche durchzuführen hatten. Nur der Himmel war wie früher und die Luft wie in jenen Tagen, da mein Herz voller Träume gewesen war.

Hier und da im Vorbeigehen sah ich, daß in mancher Liebeskammer schon das staatliche Zeichen für jene ausgehängt wurde, die mittwochs an der Reihe waren, der hygienischen Freude teilhaftig zu werden; auch manche Kneipen schienen bevollmächtigt, das Zeichen des Trunkes schon auszuwerfen, ein aus Blech gestanztes Bierglas, das in den Farben des Reiches quergestreift war: hellbraun-dunkelbraun-hellbraun. Freude herrschte sicher schon in den Herzen derer, die in der staatlichen Liste der Mittwochstrinker geführt wurden und des Mittwochsbieres teilhaftig werden würden.

Allen Leuten, die uns begegneten, haftete das unverkennbare Zeichen des Eifers an, das dünne Fluidum der Emsigkeit umgab sie, um so mehr wohl, da sie den Polizisten erblickten; alle gingen schneller, machten ein vollkommen pflichterfülltes Gesicht, und die Frauen, die aus den Magazinen kamen, waren bemüht, ihren Gesichtern den Ausdruck jener Freude zu verleihen, die man von ihnen erwartete, denn es war geboten, Freude zu zeigen, muntere Heiterkeit über die Pflichten der Hausfrau, die abends den staatlichen Arbeiter mit gutem Mahl zu erfrischen angehalten war.

Aber alle diese Leute wichen uns geschickt aus, so, daß keiner unmittelbar unseren Weg zu kreuzen gezwungen war; wo sich Spuren von Leben auf der Straße zeigten, verschwanden sie zwanzig Schritte vor uns, jeder bemühte sich, schnell in ein Magazin einzutreten oder um eine Ecke zu biegen, und mancher mag ein ihm unbekanntes Haus betreten und hinter der Tür ängstlich gewartet haben, bis unsere Schritte verhallt waren.

Nur einmal, als wir gerade eine Straßenkreuzung passierten, begegnete uns ein älterer Mann, an dem ich flüchtig die Abzeichen des Schulmeisters erkannte; er konnte nicht mehr ausweichen und bemühte sich nun, nachdem er erst vorschriftsmäßig den Polizisten begrüßt hatte (indem er sich selbst zum Zeichen absoluter Demut dreimal mit der flachen Hand auf den Kopf schlug), bemühte er sich also, seine Pflicht zu erfüllen, die von ihm verlangte, mir dreimal ins Gesicht zu speien und mich mit dem obligatorischen Ruf: „Verräterschwein“ zu belegen. Er zielte gut, doch war der Tag heiß gewesen, seine Kehle mußte trocken sein, denn es trafen mich nur einige kümmerliche, ziemlich substanzlose Flatschen — die ich — entgegen der Vorschrift — unwillkürlich mit dem Ärmel abzuwischen versuchte; daraufhin trat mich der Polizist in den Hintern und schlug mich mit der Faust in die Mitte des Rückgrates, fügte mit ruhiger Stimme hinzu: „Stufe 1“, was soviel bedeutet wie: erste mildeste Form der von jedem Polizisten anwendbaren Bestrafung.

Der Schulmeister war schnell von dannen geeilt. Sonst gelang es allen, uns auszuweichen; nur eine Frau noch, die gerade an einer Liebeskaserne vor den abendlichen Freuden die vorgeschriebene Lüftung vornahm, eine blasse, geschwollene Blondine, warf mir flüchtig eine Kußhand zu und ich lächelte dankbar, während der Polizist sich bemühte, so zu tun, als habe er nichts bemerkt. Sie sind angehalten, diesen Frauen Freiheiten zu gestatten, die jedem anderen Kameraden unweigerlich schwere Bestrafung einbringen würden; denn da sie sehr wesentlich zur Hebung der allgemeinen Arbeitsfreude beitragen, läßt man sie als außerhalb des Gesetzes stehend gelten; ein Zugeständnis, dessen Tragweite der Staatsphilosoph Dr. Dr. Dr. Bleigoeth in der obligatorischen Zeitschrift für (Staats)Philosophie als ein Zeichen beginnender Liberalisierung gebrandmarkt hat. Ich hatte es am Tage vorher auf meinem Wege in die Hauptstadt gelesen, als ich auf dem Klo eines Bauernhofes einige Seiten der Zeitschrift fand, die ein Student — wahrscheinlich der Sohn des Bauern — mit sehr geistreichen Glossen versehen hatte.

Zum Glück erreichten wir jetzt die Station, denn eben ertönten die Sirenen und das bedeutete, daß die Straßen überströmen würden von Leuten mit einem milden Glück auf den Gesichtern (denn es war befohlen, bei Arbeitsschluß eine nicht zu große Freude zu zeigen, weil sich dann erweise, daß die Arbeit eine Last sei; Jubel dagegen sollte bei Beginn der Arbeit herrschen, Jubel und Gesang), alle diese Tausende hätten mich ansprechen

müssen. Allerdings bedeutete das Sirenenzeichen: zehn Minuten vor Feierabend, denn jeder war angehalten, sich zehn Minuten einer gründlichen Waschung hinzugeben, gemäß der Parole des derzeitigen Staatschefs: Glück und Seife.

Die Tür zum Revier dieses Viertels, einem einfachen Betonklotz, war von zwei Posten bewacht, die mir im Vorübergehen die übliche „körperliche Maßnahme“ angedeihen ließen: Sie schlugen mir ihre Seitengewehre heftig gegen die Schläfe und knallten mir die Läufe ihrer Pistolen gegen das Schlüsselbein, gemäß der Präambel zum Staatsgesetz Nr. 1: „Jeder Polizist hat sich jedem Ergriffenen (sie meinen Verhafteten) gegenüber als Gewalt zu dokumentieren, ausgenommen der, der ihn ergreift, da dieser des Glückes teilhaftig werden wird, bei der Vernehmung die erforderlichen körperlichen Maßnahmen vorzunehmen.“ Das Staatsgesetz Nr. 1 selbst hat folgenden Wortlaut: „Jeder Polizist kann jeden bestrafen, er muß jeden bestrafen, der sich eines Vergehens schuldig gemacht hat. Es gibt für alle Kameraden keine Straffreiheit, sondern eine Straffreiheitsmöglichkeit.“

Wir durchschritten nun einen langen, kahlen Flur, der mit vielen großen Fenstern versehen war; dann öffnete sich automatisch eine Tür, denn inzwischen hatten die Posten unsere Ankunft durchgegeben, und in jenen Tagen, da alles glücklich war, brav, ordentlich, und jeder sich bemühte, das vorgeschriebene Pfund Seife am Tage zu verwaschen, in jenen Tagen bedeutete die Ankunft eines Ergriffenen (Verhafteten) schon ein Ereignis.

Wir betraten einen fast leeren Raum, der nur einen Schreibtisch mit Telefon und zwei Sessel enthielt, ich selbst hatte mich in die Mitte des Raumes zu postieren; der Polizist nahm seinen Helm ab und setzte sich.

Erst war Stille und nichts geschah; sie machen es immer so; das ist das schlimmste; ich spürte, wie mein Gesicht immer mehr zusammenfiel, ich war müde und hungrig, und auch die letzte Spur jenes Glückes der Trauer war nun verschwunden, denn ich wußte, daß ich verloren war.

Nach wenigen Sekunden trat wortlos ein blasser, langer Mensch ein, in der bräunlichen Uniform des Vorvernehmers; er setzte sich ohne ein Wort zu sagen hin und blickte mich an.

„Beruf?“

„Einfacher Kamerad.“

„Geboren?“

„1.1. eins“, sagte ich.

„Letzte Beschäftigung?“

„Sträfling.“

Die beiden blickten sich an.

„Wann und wo entlassen?“

„Gestern, Haus 12, Zelle 13.“

„Wohin entlassen?“

„In die Hauptstadt.“

„Schein.“

Ich nahm aus meiner Tasche den Entlassungsschein und reichte ihn hinüber. Er heftete ihn an die grüne Karte, die er mit meinen Angaben zu beschreiben begonnen hatte.

„Damaliges Delikt?“

„Glückliches Gesicht.“

Die beiden blickten sich an.

„Erklären“, sagte der Vorvernehmer.

„Damals“, sagte ich, „fiel mein glückliches Gesicht einem Polizisten auf an einem Tage, da allgemeine Trauer befohlen war. Es war der Todestag des Chefs.“

„Länge der Strafe?“

„Fünf.“

„Führung?“

„Schlecht.“

„Grund?“

„Mangelhafter Arbeitseinsatz.“

„Erledigt.“

Dann erhob sich der Vorvernehmer, trat auf mich zu und schlug mir genau die drei vorderen mittleren Zähne aus: ein Zeichen, daß ich als Rückfälliger gebrandmarkt werden sollte, eine verschärfte Maßnahme, auf die ich nicht gerechnet hatte. Dann verließ der Vorvernehmer den Raum und ein dicker Bursche in einer dunkelbraunen Uniform trat ein: der Vernehmer.

Sie schlugen mich alle: der Vernehmer, der Obervernehmer, der Hauptvernehmer, der Anrichter und der Schlußrichter, und nebenbei vollzog der Polizist alle körperlichen Maßnahmen, wie das Gesetz es befahl; und sie verurteilten mich wegen meines traurigen Gesichtes zu zehn Jahren, so wie sie mich fünf Jahre vorher wegen meines glücklichen Gesichtes zu fünf Jahren verurteilt hatten.

Ich aber muß versuchen, gar kein Gesicht mehr zu haben, wenn es mir gelingt, die nächsten zehn Jahre bei Glück und Seife zu überstehen...

Begleittext

Arbeitswelt kommt in Literatur wenig vor. Wallraff ist einer der wenigen, der sich unmittelbar in diesen Bereich des Alltags begeben hat und ihn beschreibt.

Hinweis: Eine Gruppe beschreibt die Bedingungen, unter denen Menschen zu arbeiten haben, sammelt Material, recherchiert. Sie macht eine „Nachtwanderung“ und besucht diejenigen, die in der Dunkelheit arbeiten. (Eine brauchbare Vorbereitung für ein solches Projekt ist das Buch Werkkreis Literatur der Arbeitswelt: Schichtarbeit. Frankfurt 1973.)

Stichworte

31 Das Band

Günter Wallraff

„Das Band frißt Menschen und spuckt Autos aus“, hatte mir ein Werkstudent gesagt, der selbst lange Zeit am Band gearbeitet hatte. Wie das gemeint war, sollte ich bald erfahren. Alle andert-halb Minuten rollt ein fertiger Wagen vom Band. Ich bin am letzten Bandabschnitt eingesetzt. Muß kleinere Lackfehler ausbessern, die es an jedem Wagen noch gibt. „Da ist weiter nichts dabei“, denke ich anfangs, als ich sehe, wie langsam das Band vorwärtskriecht.

Eine Frau arbeitet mich ein. Sie ist schon vier Jahre am Band und verrichtet ihre Arbeit ‚wie im Schlaf‘, wie sie selbst sagt. Ihre Gesichtszüge sind verhärtet.

Linke Wagentür öffnen. Scharniersäule nachstreichen. Das abgeschliffene Scharnier neu streichen. Griff für die Kühlerhaube herausziehen. (Er klemmt oft.) Kühlerhaube aufklappen. Wagennummer mit Lack auslegen. Rechte Wagentür wie bei der linken. Kofferraum öffnen und nach eventuellen Lackfehlern suchen. Zusätzlich noch auf sonstige Lackfehler achten, die bei sorgfältiger Prüfung immer zu finden sind. Mit zwei Pinseln arbeiten. Der große für die Scharniersäule, die von der Wagentür halb verdeckt ist und an die man schlecht herankommt; der kleine für feinste Lackfehler zum Auslegen, was besonders viel Zeit in Anspruch nimmt. Außerdem immer wieder zu den Lacktöpfen zurücklaufen, Pinsel säubern und Farbtöpfe wechseln, weil die Wagen auf dem Band in kunterbunter Reihe erscheinen. Zusätzlich auf den Laufzetteln der Wagen meine Kontrollnummer vermerken.

Noch arbeiten wir zu zweit. Ich begreife nicht, wie die Frau allein damit fertig geworden ist. Nach zwei Tagen Einarbeiten wird die Frau versetzt, zum Wagenwaschen. Damit ist sie nicht einverstanden. Sie fürchtet um ihre Hände, die vom Benzin ausgelaugt werden. Aber danach fragt keiner. Der Meister geht ihr aus dem Weg.

Ich frage sie, ob sie sich nicht an einen ‚Vertrauensmann‘ wenden kann, aber von dessen Existenz weiß sie nichts.

Allein werde ich mit der Arbeit nicht fertig. Ich übersehe kleine Lackschäden, aber man ist nachsichtig. „Mit der Zeit haut das schon hin.“

Punkt 15.10 Uhr ruckt das Band an. Nach drei Stunden bin ich

selbst nur noch Band. Ich spüre die fließende Bewegung des Bandes wie einen Sog in mir.

Wenn das Band einmal einen Augenblick stillsteht, ist das eine Erlösung. Aber um so heftiger, so scheint es, setzt es sich danach wieder in Gang. Wie um die verlorene Zeit aufzuholen.

Die Bandarbeit ist wie das Schwimmen gegen einen starken Strom. Man kann ein Stück dagegen anschwimmen. Das ist erforderlich, wenn man einmal zur Toilette muß oder im gegenüberliegenden Automaten einen Becher Cola oder heißen Kaffee ziehen will. Drei, vier Wagen kann man vorarbeiten. Dann wird man unweigerlich wieder abgetrieben. J., vom Band nebenan, 49 Jahre alt, erinnert sich an frühere Zeiten: „Da war noch Luft drin. Wo früher an einem Band drei Fertigmacher standen, arbeiten heute an zwei Bändern vier. Hin und wieder kommt der Refa-Mann mit der Stoppuhr und beobachtet uns heimlich. Aber den kenne ich schon. Dann weiß ich: bald wird wieder jemand eingespart oder es kommt Arbeit dazu.“

Aber J. beklagt sich nicht. „Man gewöhnt sich daran. Hauptsache, ich bin noch gesund. Und jede Woche ein paar Flaschen Bier.“

Jeden Tag nach Schichtende, 23.40 Uhr, setzt er noch ein paar Überstunden dran und kehrt mit zwei andern unseren Hallenabschnitt aus. Ich bin nach acht Stunden erledigt. Die Frühschicht soll besser sein, hat man mir gesagt. „Man gewöhnt sich mit der Zeit an alles.“

Einer von meinem Bandabschnitt erzählt, wie der dauernde Schichtwechsel „langsam, aber sicher“ seine Ehe kaputt macht. Er ist jungverheiratet – ein Kind –, seit drei Monaten neu am Band. „Wenn ich nach Hause komme, bin ich so durchgedreht und fertig, daß mich jeder Muckser vom Kind aufregt. Für meine Frau bin ich kaum mehr ansprechbar. Ich sehe kommen, daß sie sich scheiden läßt. Bei der Spätschicht ist es am schlimmsten. Meine Frau ist jetzt für eine Zeitlang mit dem Kind zu ihrer Mutter gezogen. Das ist mir fast lieber so.“

Wer am Band mein Meister ist, weiß ich nicht. Es kam einmal jemand vorbei – an seinem hellbraunen Kittel ein Schildchen: „Meister Soundso“ – und fragte nach meinem Namen. Er sagte: „Ich weiß, Sie sind neu. Ich komme jeden Tag hier mal vorbei. Falls Sie was haben sollten, fragen Sie nur.“ Von ihm erfahre ich auch, daß ich „Fertigmacher“ werden soll. Was das ist, erfahre ich nicht. Und wie man so etwas wird und wie lange es dauert, verrät er auch nicht.

Die vor mir am Band arbeiten und die hinter mir, kenne ich nicht. Ich weiß auch nicht, was sie tun. Manchmal begegnen wir uns am Band im gleichen Wagen. Sie sind mit der Montage an ihrem Abschnitt nicht fertig geworden und in mein Revier abgetrieben — oder umgekehrt. Dann sind wir uns gegenseitig im Weg.

Da schlägt mir einer eine Wagentür ins Kreuz, oder ich beschüttele einen mit Lack. Sich entschuldigen, ist hier nicht drin. Jeder wird so von seinen Handgriffen in Anspruch genommen, daß er den andern übersieht.

Das Zermürbende am Band ist das ewig Eintönige, das Nicht-haltmachenkönnen, das Ausgeliefertsein. Die Zeit vergeht quälend langsam, weil sie nicht ausgefüllt ist. Sie erscheint leer, weil nichts geschieht, was mit dem wirklichen Leben zu tun hat.

Ungefähr alle zehn Minuten ein Blick auf die Hallenuhr. Wenn wenigstens jede Stunde das Band für einige Minuten stillstände, man hätte etwas, worauf man hinarbeiten könnte. Die Zeit von 6.40 Uhr bis zur Mittagspause 12.00 Uhr und von 12.30 Uhr bis Schichtende 15.10 Uhr ist zu lang.

Man hat mir von einem Arbeiter erzählt, der sich auf seine Art gegen das Band zu wehren wußte. Er soll am vorderen Bandabschnitt eingesetzt gewesen sein. Um eine einzige Zigarette rauchen zu können, beging er Sabotage am Band. Statt seinen Preßluftbohrer an die vorgesehene immer gleiche Stelle der Karosserie zu halten, bohrte er kurz ins Band hinein, und alles stand augenblicklich still: Tausende Mark Ausfall für das Werk, für ihn drei bis fünf Minuten Pause, die er sich nahm, weil das Werk sie ihm nicht gab. Drei- oder viermal hatte er's innerhalb von zwei Wochen getan, dann kam's heraus, und er flog.

Begleittext

Es grenzt hart an Zynismus, von „Grenzerfahrung“ zu sprechen, wenn sich die Arbeitslosenzahl auf 3.000.000 zu bewegt. Arbeitslosigkeit wird alltäglich und dennoch ist der Verlust der Arbeit ein subjektiver Faktor, der an die Grenzen der Belastbarkeit gehen kann. Das gesellschaftliche Elend drückt sich beim einzelnen aus. An jedem einzelnen ist feststellbar, was gesellschaftlich veranstaltet wird.

Gute Geschichten verdichten „Allgemeines“ auf „Persönliches“ hin, ohne daß der Hintergrund verloren geht.

Stichworte

An einem Montag im April 1976 bekam Heinz Mattek, Dreher, neununddreißig, die Kündigung.

Die Treppe vom Personalbüro hinablaufend, den Umschlag mit dem Entlassungsschreiben in der Hand, fiel ihm einer seiner ersten Kämpfe ein, als Lehrling, damals bei *Sperber Hamburg*. Anfang der zweiten Runde hatte er plötzlich auf dem Boden gesessen. Er hatte die Linke (es war eine Linke, wie er später erfuhr) nicht kommen sehen, er hatte sie noch nicht einmal gespürt. Er war ganz sicher gewesen, daß er diesen Kampf gewinnen würde. Doch gegen Ende der ersten Runde wurde ihm klar, daß er seinen Mann nicht ein einziges Mal hatte stellen können. Er wurde angezählt, die Stimme des Ringrichters war weit weg, und es dämmerte ihm, daß er sich jetzt wohl an das werde erinnern müssen, was er gelernt hatte. Bei sieben kam er hoch, baute neu auf, achtete auf seine Deckung, konterte nach der Regel, und plötzlich ging es. Doch reichte es nicht mehr, er verlor den Kampf nach Punkten.

Er ging an seinen Arbeitsplatz zurück, steckte den Umschlag mit dem Brief in die Brusttasche seines Blaumanns und ließ seine Maschine an. Er drehte Hubzylinder für die *Ameise*, den kleinsten Gabelstapler-Typ, den sie bauten, eine einfache Arbeit, die aber Geld brachte. Seinen letzten Kampf hatte er vor neun Jahren gemacht. Er wog ziemlich genau hundertsechundneunzig Pfund (er hatte die Gewohnheit behalten, täglich sein Gewicht zu kontrollieren), und das war nicht zuviel für einsneunundachtzig. Die Schublehre wirkte klein in seinen Händen.

Der Umschlag mit dem Brief fiel ihm erst wieder ein, als er seinen Blaumann in den Schrank hängte und er ihn zwischen dem Stoff fühlte. Er steckte ihn in die Seitentasche seines Jacketts. Als er aus dem Ring geklettert war, war er sicher gewesen, daß sie ihn jetzt aus der Mannschaft nehmen würden. Statt dessen hatte Johnny Jablonski ihn beiseite genommen und zum Training der A-Mannschaft eingeladen, und das war mehr, als hätte er den Kampf gewonnen.

Auf dem Weg nach Hause hätte er um Haaresbreite einen Unfall verursacht. Er war von der rechten auf die linke Fahrspur gewechselt, war auch gut vorangekommen, als sein Vordermann plötzlich links abbiegen wollte. Er stand, und rechts fuhren sie

an ihm vorbei. Als er eine Lücke sah, fuhr er rechts raus, aber die Lücke war wohl so groß nicht gewesen oder er hatte den Minicooper nicht gesehen. Sie stiegen beide auf die Bremsen, kamen, kaum einen Fingerbreit voneinander getrennt, zum Stehen; dann startete er mit quietschenden Reifen durch und wischte fluchend bei Gelb über die Kreuzung.

Die Kündigung fiel ihm wieder ein. Na wenn schon, dachte er, ist ja auch ganz schön: mal endlich schlafen, endlich mal ausspinnen. Aber er war ganz sicher, noch während der Kündigungsfrist eine neue Stelle zu finden. Warum also Marion oder die Kinder damit beunruhigen. Nur wußte er zu Hause nicht, wohin mit dem Brief. Es war verrückt, aber keine Stelle schien ihm plötzlich sicher genug. Unter einem Vorwand fuhr er schließlich zum Wagen hinunter und legte ihn unter die Fußmatte des Fahrersitzes.

Er war jetzt acht Jahre in diesem Betrieb, und wenn er nach seiner Arbeit gefragt worden war, hatte er gesagt, wir machen Gabelstapler. Dieses ‚wir‘ hieß für ihn: er und die rund tausend anderen Beschäftigten des Werks. Alle zusammen. Die Firma, hatte er gedacht, das waren sie alle zusammen. Daß sie einem Rechtsanwalt gehörte, dessen Villa er Marion und den Kindern jedesmal zeigte, wenn sie die Elbchaussee hinunterfuhren, schien ihm dazu kein Widerspruch.

Doch hatte ihm immerhin der stellvertretende Personalchef persönlich die Kündigung ausgesprochen. Wir bedauern ganz außerordentlich. Langjährige Zusammenarbeit. Geschäftslage. Konjunktur. Ein junger, umgänglicher Typ. Er wäre nie auf die Idee gekommen, ihm beispielsweise eine in die Fresse zu hauen.

Was geschehen war, ging ihm auf, als er am nächsten Morgen in den Umkleideraum kam und die Kollegen vor ihren Spinden sah, lachend, sich schubsend, Witze machend. Sie blieben, und er mußte gehen. Da war ein Graben auf einmal. Man konnte einen Menschen also einfach hinauswerfen, man konnte ihn davonjagen und sagen, sieh zu, wo du bleibst. Dagegen half weder Gewerkschaft noch Gesetz. Es war natürlich nicht so, als ob er das nicht gewußt hätte. Er hatte es gewußt und doch wieder nicht.

Aber wieso er und nicht ein anderer? Er war fit, er war richtig eingestellt, was war falsch mit ihm? Heinz Mattek hatte zuviel Selbstbewußtsein, um wirklich zu glauben, daß der Grund für seine Entlassung schlechte Arbeit sei. Und trotzdem hatten sie ihn entlassen und nicht einen andern. Er merkte, daß er Angst hatte, die Kollegen könnten von seiner Entlassung erfahren.

Er begann, sich körperlich unwohl zu fühlen. Nichts schlimmer als Probleme, pflegte Johnny Jablonski zu sagen, und drängte darauf, daß seine Jungs feste Freundinnen hatten, am besten sie heirateten. Er lehrte sie, auf ihr Gewicht zu achten, auf Verdauung, auf richtige Ernährung. Er prüfte, ob sie ausreichend schwitzten, und manchmal griff er ihnen in die Muskulatur um den Nacken.

Damit gehst du mal zum Masseur.

Johnny war schon damals ein alter Mann gewesen, mit einem Gesicht wie ein alter verschrumpelter Boskop. Aber manchmal sparrte er noch mit ihnen, und dann merkten sie, was kontern hieß. Seine Linke kam immer noch ganz ansatzlos und trocken, wenn auch ohne Punch natürlich.

Heinz Mattek war völlig sicher, daß er Arbeit finden würde, doch wuchs diese Unbehaglichkeit in den Gliedern, dieses Verspanntsein und Krampfge in den Muskeln. Da war nicht mehr die frühere Lockerheit, in der jeder Handgriff mit dem kleinsten Kraftaufwand getan wurde. Nach der Schicht spürte er eine Müdigkeit, die er sonst nicht gekannt hatte.

Als seine Angst, die Kollegen könnten von seiner Kündigung erfahren, größer wurde, beschloß er, dem demütigenden Zustand ein Ende zu machen.

Am Ersten ist für mich der Letzte, sagte er in der Kantine beim Essen. Was? Wieso? Und hast du schon was?

Mal sehen. Mal die Tapete wechseln.

Und so wie er dasaß, hundertsechsendneunzig Pfund, ruhig, gelassen, glaubten sie ihm, so wie er sich selbst in diesem Augenblick glaubte.

Doch kam heraus, daß die Firma ihm gekündigt hatte und nicht etwa umgekehrt. Er begann Vorwände zu erfinden, um entweder etwas früher oder etwas später als die anderen zum Mittagessen in die Kantine zu gehen, und oft saß er allein bei den Türken aus der Brennerei. Als er sich nach der letzten Schicht verabschiedete, war er froh, daß die Quälerei ein Ende hatte. Eine neue Stelle hatte er nicht.

Jetzt endlich sagte er es Marion, und als es ausgesprochen war, da war es angesichts der Auftragslage der Firma völlig verständlich, daß man ihn entlassen hatte, so wie es selbstverständlich war, daß er neue Arbeit finden würde. Das glich sich aus, insofern also ein normaler Vorgang. Mit keinem Wort ging er darauf ein, daß er ihr es erst jetzt sagte. Sie starrte ihn an, wie er dasaß. Sie war unfähig zu einer Reaktion.

Und sie schwieg auch, als er am nächsten Morgen zur gewohnten Zeit aufstand, als ginge er zur Arbeit. Sie hörte ihn aufstehen, aber sie fragte nicht, wohin gehst du? Sie tat, als schliefe sie. Und als er nachmittags zur gewohnten Zeit zurückkam, schwieg sie auch.

Er hatte sich arbeitslos gemeldet. Das Arbeitsamt lag an der Kurt-Schumacher-Allee, zwischen Gewerkschaftshaus und der Parteizentrale der SPD, ein roter Backsteinbau, den er noch nie betreten hatte. Sie öffneten erst um acht; er mußte warten. Kurz vor acht stand er in einer Menschenmenge, die er auf zweihundert oder dreihundert schätzte, und die ihn mitriß, als der Pförtner das Tor öffnete, auf den Eingang zuriß, einfach mitspülte. In der Eingangshalle gelang es ihm freizukommen. Er stellte sich an die Glasfront und zündete eine Zigarette an. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Ja wo sind wir denn hier überhaupt? Das gibt's doch gar nicht. Er konnte sich unmöglich vorstellen, daß er jetzt mit diesen Türken und Griechen und Jugoslawen (als hätte es keine Deutschen darunter gegeben) auf einer Stufe stand. Mit dieser Horde, die getan hatte, als stände sie kurz vor dem Verhungern. Die sich anboten wie Vieh.

Als er endlich das richtige Zimmer gefunden und sich in die ausliegende Liste eingetragen hatte, nach der aufgerufen wurde, war die Bank davor besetzt; er mußte stehen. Der schmale, lange Flur war voll und nach wenigen Minuten blau von Zigarettenrauch. Kaum jemand sprach. Wie stehst du denn da, dachte er. Das gibt's doch gar nicht mehr, daß einer dasteht wie der letzte Dreck und darauf wartet, daß man ihm einen Brocken zuwirft.

Als er einen Platz auf der Bank bekam, wuchs das Gefühl von Ohnmacht noch einmal. Worte wie Anklagebank fielen ihm ein oder Armesünderbank. Sie saßen eng aneinander. Er preßte die Schenkel zusammen und die Arme eng an den Körper. Er hätte nur um wenige Millimeter nachzugeben, sich der Berührung mit seinen Nebenmännern zu überlassen brauchen, und er hätte bequem gesessen. Aber er saß wie eingeschnürt, während gleichzeitig ein Bewegungsturm in ihm tobte, ein Sturm gedachter Bewegungen, ein rasender Lauf und ein Umsichschlagen gleichzeitig. Der Augenblick kam immer näher, wo sein Name aufgerufen werden würde.

Doch wurde ihm besser, als er in das Zimmer trat und die Situation ein Gegenüber und ein Gesicht bekam, ein rosiges, aufmunterndes Gesicht. Es tat gut, seinen Namen anzugeben, sein Alter,

seinen Beruf, seine Berufsjahre, seine Firma, Lohngruppe, und sofort verfestigte sich wieder etwas in ihm, richtete sich wieder auf. Doch zu seiner Verblüffung schüttelte der Mann (Herr Krämer) nur den Kopf. Sie hatten nichts für ihn, und Herr Krämer brauchte dafür noch nicht einmal in seiner Kartei nachzusehen. Wieso hatten sie nichts für ihn?

Aber er könne gelegentlich ruhig mal vorbeikommen. Manchmal gebe es ja durchaus Angebote. Doch gingen die meist an die weg, die draußen warteten. Im übrigen werde er schreiben, wenn er etwas für ihn habe.

Das gibt's doch gar nicht.

Vor dem Gewerkschaftshaus Besenbinderhof drehte er sich noch einmal um. Hinter dem Arbeitsamt, auf der etwas vorspringenden Fassade, untereinander die Buchstaben SPD.

Er brauchte jetzt ein Bier und einen großen Korn. Er brauchte jetzt eine Situation, wo er etwas bezahlen konnte.

Fast zwei Wochen lang ging er morgens weg, als ginge er zur Arbeit, und kam nachmittags nach Hause, als hätte er Feierabend. Fast zwei Wochen lang fragte Marion weder, wohin gehst du, noch woher kommst du. Sie brachte kein Wort heraus. Er auch nicht. Sie sprachen miteinander, aber nicht darüber. Und das war, als wären sie stumm.

Wenn sie an den Augenblick dachte, wo er es ihr gesagt hatte, gebrauchte sie immer die Redewendung vom Blitz aus heiterem Himmel. Aber der Himmel war ja längst nicht mehr so heiter gewesen. Die Zahlen derer, die keine Arbeit hatten, waren ihnen ja bekannt. Seit Jahren sahen sie im Fernsehen diese Zahlen steigen. Was hatten sie sich eigentlich dabei gedacht, fragte sie sich jetzt. Sie hatten sich nichts dabei gedacht.

Das gibt's doch gar nicht, hatten sie gedacht.

Sie hatten den Zahlen nicht geglaubt. Sie merkte, daß sie ein Bild von der Welt im Kopf hatten, in dem es Absatzschwierigkeiten, Arbeitslosigkeit, Armut nicht gab. Das Modell Deutschland. Und dieses Bild war so stark gewesen, daß es die Zahlen nicht gab.

Es gab sie, und es gab sie nicht.

Doch waren ihnen mit der Zeit immer mehr Informationen, Daten und Fakten ins Bewußtsein gesickert, so daß die Zahlen immer länger auf der Netzhaut haftenblieben. Wie im Sommer sich der Himmel manchmal unmerklich mit einem feinen Dunst bezieht, der sich langsam grau einfärbt, so hatte sich, fein verteilt, allmählich Angst der Luft beigemischt, eine vage Beunruhigung.

Daß er dieses Graue in der Luft ebenfalls spürte, merkte sie an der Art, wie er unaufmerksam wurde, wenn die Zahlen kamen, was meist verbunden war mit dem Erscheinen eines fetten, offenbar sehr kleinen Mannes mit einem doggenartigen, wie geschwollenen Gesicht. Er zündete sich dann eine Zigarette an oder griff zu einer Illustrierten oder begann ein Gespräch. Sie merkte es an der Art, wie er immer öfter von der Absatzlage seines Betriebes sprach, gebläht von zufriedener Gelassenheit. Und sie merkte es an seiner Nervosität, wenn im Fernsehen das Wort Rationalisierung auftauchte. Das alles durfte es eigentlich gar nicht geben. Irgend etwas war da offenbar zu Ende gegangen.

In Wahrheit hatten sie gewartet. Sie mehr als er, der die Situation im Betrieb ja täglich vor sich hatte. Sie addierte Ratenzahlungen und was es an fixen Kosten gab. Jetzt war auch bei ihnen etwas zu Ende gegangen. Nach Jahren gesicherten, gewissen Daseins waren sie plötzlich im Zustand des Wartens. Der Boden, auf dem sie standen und der bisher fest gewesen war, hatte nachgegeben. Hielt er oder hielt er nicht?

Sie sprachen nicht miteinander. Offenbar gab es nichts zu reden. Offenbar wußte niemand einen Rat. Die Konjunkturprogramme zogen nicht, die Zahlen stiegen.

Das alles fiel ihr ein, als er ihr sagte, daß er entlassen sei. Als sie endlich begriffen hatte, hatte sie schlagartig Angst empfunden. Dann aber hatte sich ihre Angst in Wut eingefärbt, je länger er redete. Wie hatte er denn dagesessen? Hab ich nichts mit zu tun. Kann mir doch nicht passieren.

Aber was hätten sie denn tun können?

Sie hatten mit etwas Derartigem ja gar keine Erfahrung. Arbeitslosigkeit, das war etwas, das sie aus den Erzählungen ihrer Eltern kannten, was sie gelangweilt hatte, was sie für überwunden hielten, was ihnen nicht mehr passieren würde.

Und dann, eines Morgens, als sie in die Küche kam, war er immer noch da. Als er sie kommen hörte, war er aufgesprungen, doch zu spät, sie kam schon herein. Er war bereits in Mütze und Jacke. Sie schaltete schnell alle Herdplatten an und setzte Wasserkessel und Töpfe auf.

Die Kinder kommen gleich, sagte sie.

Er stand immer noch da.

Dann zieh die Jacke wieder aus, sagte sie.

Als würd ich träumen. Ich kann mich nicht bewegen. Ich kann nicht bleiben und ich kann nicht gehen. Mich reißt was mitten durch.

Du mußt dich entscheiden.
Jetzt hast du dich entschieden.
Karsten und Rita kamen gleichzeitig herein.
Du bist ja noch da, sagte Karsten. Verpennt?
Nein.
Fühlst du dich nicht wohl? Bist du krank, fragte Rita.
Nein.
Und warum gehst du nicht zur Arbeit, sagte Karsten.
Weil ich keine Arbeit mehr hab.
Seit wann, sagte Rita.
Seit zwei Wochen.
Und wo bist du hingegangen jeden Morgen die zwei Wochen?
Zum Arbeitsamt.
Haben die Arbeit, sagte Karsten.
Nein.
Und warum bist du hingegangen jeden Morgen?
Er schwieg.
Und warum hast du uns das nicht gesagt?
Ich hab es eurer Mutter gesagt.
Aber nicht uns, sagte Rita.
Ihr habt uns nichts gesagt, sagte Karsten.
Komm. Marion nahm ihm die Tasche ab, zog ihm Mütze und
Jacke aus.
Du legst dich jetzt hin.
Sie führte ihn aus der Küche.

Begleittext

Brechts Geschichten von Herrn K. sind eine wahre Fundgrube für Erzählungen, sie bieten einen Einstieg in viele Themen und verblüffen in ihrer Logik.

Stichworte

33 Eine gute Antwort
Bertolt Brecht

Ein Arbeiter wurde vor Gericht gefragt, ob er die weltliche oder die kirchliche Form des Eides benutzen wolle. Er antwortete: „Ich bin arbeitslos.“ — „Dies war nicht nur Zerstretheit“, sagte Herr K. „Durch diese Antwort gab er zu erkennen, daß er sich in einer Lage befand, wo solche Fragen, ja vielleicht das ganze Gerichtsverfahren als solches, keinen Sinn mehr haben.“

James P. O'DONELL u.a.: Die Katakombe

Begleittext

*„Ich werde nicht sterben. Heute
an diesem Tag
voller Vulkane, ich trete hervor,
der Menge entgegen, dem Leben zu.“*
Pablo Neruda, 1946

Stichworte

34 Laternenpfähle James P. O'Donnell

Das Ende der Geschichte des Führerbunkers war für Johannes Hentschel und die meisten Deutschen der Reichskanzleigruppe bedeutend düsterer. Kurz ehe der Cheftechniker aus dem Bunker abgeführt wurde, hatte er den Diesel und die UTA-Pumpe auf automatischen Betrieb gestellt. Ihm blieb nichts anderes übrig, als das Beste zu hoffen. Mit der Ankunft der Russen war sein Auftrag ausgeführt – weit über die Forderungen der Pflicht hinaus.

Jetzt endlich konnte sich Johannes Hentschel selbst ein wenig bemitleiden. Was sollte nun werden? Er war gefangen, wenn auch als Zivilist. Mit angezogenen Knien saß er auf dem Boden in dem vertrauten, allerdings jetzt fast nicht wiederzuerkennenden Garten der Reichskanzlei. Die Frühlingssonne wärmte ihn. Der Geist Adolf Hitlers wandelte hier zur Mittagszeit, der Chef, der Mann, den er hier so oft gesehen hatte, wie er Eichhörnchen fütterte oder „Blondi“ hinausließ. Vor langer Zeit. Die russischen Wachen waren gleichgültig, nachdem sie ihn durchsucht und ihm seine Uhren weggenommen hatten. Der eine oder andere wollte sein bißchen Deutsch an den Mann bringen und Hentschel und die gefangenen deutschen Soldaten überzeugen, daß „Hitler“ noch lebe. Johannes Hentschel oder Gentschel schüttelte den Kopf, müde und niedergeschlagen. Dann schlief er ein.

Schon zehn oder fünfzehn Minuten später wurde er unsanft geweckt. „Dawai!“ schrien die Bewacher, vorwärts, zu einem russischen Lastwagen. Mit einer sehr gemischten Gesellschaft von deutschen Kriegsgefangenen wurde Hentschel durch das alte, immer noch eindrucksvolle Haupttor der neuen Reichskanzlei getrieben, erbaut im Jahre 1938 von Albert Speer.

Es war 12 Uhr mittags in Berlin, vielleicht etwas später, und die Sonne schien. Johannes Hentschel sah jetzt die Voßstraße und die Ruinen der Stadt außerhalb der Reichskanzlei zum ersten Mal nach fast vierzehn endlosen Tagen, die er unter der Erde zugebracht hatte. Die ungewohnte Helligkeit ließ ihn blinzeln. Plötzlich gewahrte er, und mit ihm der ganze Trupp, die letzte, entsetzlichste Szene des Dramas.

Lassen wir ihn selbst sprechen:

„Es war Friede, das redete ich mir wenigstens zum Trost ein. Ich war am Leben. Jetzt, als wir aus der Reichskanzlei in die

Voßstraße geführt wurden, wo ein Lastwagen stand, der uns an einen unbekanntem Bestimmungsort befördern wollte, blickten wir auf und sahen etwas Grauensvolles. Sechs oder sieben deutsche Soldaten baumelten an mehreren Laternenpfählen. Sie waren erhängt worden. An all diesen schlaffen Leichen steckten oder hingen Schilder: *Verräter, Deserteur, Feigling.*“

Es waren die letzten Opfer der fliegenden SS-Standgerichte, der wahnsinnigen Henker. Feldwebel Misch hatte nichts davon gesehen. Die Exekutionen müssen an jenem Morgen zwischen 4 und 9 Uhr stattgefunden haben, also fast vierzig Stunden, nachdem Adolf Hitler Selbstmord begangen hatte.

Hentschel: „Sie waren alle so jung. Und so leblos. Der älteste war vielleicht zwanzig, die anderen ein paar Jahre jünger. Die Hälfte trug Volkssturm- oder Hitlerjugenduniform.“

Als wir nun in den Lastwagen verladen wurden, von Bajonetten unfreundlich zur Eile gemahnt, sah ich, daß ich mit der Hand beinahe die Stiefel eines dieser erhängten Soldaten berühren konnte. Er sah aus wie höchstens sechzehn. Seine toten, vorquellenden blauen Augen starrten uns ausdruckslos an. Ich schauderte und schaute weg. Ich schämte mich vor den russischen Soldaten, deren Schweigen vorwurfsvoll genug war. Dieser erhängte deutsche Junge war nicht viel älter als mein Sohn hätte sein können, der Sohn, den ich mir immer gewünscht hatte und den ich nie bekam.“

Für Führer, Volk und Vaterland. So lautete damals die Devise. Die Geschichte von Johannes Hentschels langer Bunkerwache endete mit einem Mißklang voller Ironie. Sie endete genau dort, wo die eingängige Geschichte von Lili Marleen begann: „Vor der Kaserne, vor dem großen Tor, stand eine Laterne...“

Sieben Laternenpfähle. Um die Mittagszeit am 2. Mai 1945 in Berlin.

Einführung in den Text

Bei dem folgenden Text handelt es sich um das Folterprotokoll der Katharine Lips, die als „Hexe“ in Marburg 1672 umgebracht wurde.

Begleittext

„Ich bekenne mich zu meiner religiösen Scheu und meinem im magischen Denken wurzelnden Glauben. Im 15. Jahrhundert war der Höhepunkt der Hexenjagd. Die Erfindung der Buchdruckerkunst und die massenweise auftauchenden Hetzschriften gegen die Frauen meines Schlags (J. Jannberg bezeichnet sich selbst als Häxe) und ihre Religion führten fast zu einer Ausrottung der Frauen in bestimmten Gegenden. In Tausenden von Flugschriften, in Tausenden von Predigten wurde der Glaube der Frauen als Aberglaube, als Irrglaube verdammt. Zwangstaufen, Vergewaltigungen, Folterungen, Hexenverbrennungen waren an der Tagesordnung. Ich bekenne mich zu diesem Glauben, um dessentwillen Millionen von Frauen ihr Leben lassen mußten.“

Judith Jannberg

Hexen tauchen in den meisten von uns nur als widerwärtige, hinterlistige Frauen auf. Das Bild ist geprägt durch „Hänsel und Gretel“.

Das Nichtverstehbare, das Nichteinzuordnende wurde und wird dämonisiert, das Fremde vernichtet. Hexen sind auch als die „weisen Frauen“ bezeichnet worden, und es lohnt sich sehr, in das Buch von J. Jannberg („Ich bin eine Hexe – Erfahrungen und Gedanken“) hineinzuschauen. Sie ist eine „Querdenkerin“, an der man sich reiben kann (sie selbst würde sich eine solche Qualifizierung von einem Mann vermutlich verbitten). Nur an Kontrasten, die vielfach aus solchen Texten erwachsen, läßt sich lernen.

Judith Jannberg: „Ich fordere die katholische und die protestantischen Kirchen auf, für den Massenmord an Frauen Verantwortung zu übernehmen. Ich verlange, daß sich die heutigen Repräsentanten dieser Institutionen, daß sich die Amtskirche offiziell entschuldigt und daß die heutigen Glaubensanhänger sich persönlich da, wo sie sich schuldig gemacht haben und noch machen, bei der Frau entschuldigen und ihren Glauben und ihr daraus kommendes Verhalten korrigieren.“

Stichworte

35 Folterprotokoll Manfred Hammes

... ist erinnert worden, die Wahrheit zu sagen.

Sie ist aber beständig bei dem Leugnen geblieben, hat sich selber hertzhaft und willig ausgezogen, worauf sie der Scharfrichter mit den Händen angeseilet, hat wieder abgeseilet, peinlich Beklagte hat gerufen:

O wehe! O wehe! ist wieder angeseilet, hat laut gerufen:

O wehe! O wehe! Herr im Himmel, komme zu Hilfe!

Die Zehen sind angeseilet worden, hat um Rache gerufen, und ihr Arme brechen ihr.

Die Spanischen Stiefel sind ihr aufgesetzt, die Schraube auf dem rechten Bein ist zugeschraubt, ist ihr zugeredet die Wahrheit zu sagen.

Sie hat aber darauf nicht geantwortet.

Die Schraube auf dem linken Bein auch zugeschraubt.

Sie hat gerufen, sie konnte, wüßte nichts, hat gerufen, sie wüßte nichts, hat ums jüngste Gericht gebeten, sie wüßte ja nichts, hat sachte in sich geredet, sie wüßte und konnte nichts.

Die linke Schraube gewendet, peinlich Beklagte ist aufgezo-

gen, sie hat gerufen.

Du lieber Herr Christ, komme mir zu Hilfe!

Sie konnte und wüßte nichts, wenn man sie schon ganz tot arbeitete.

Ist höher aufgezo-

gen, ist stille worden und hat gesagt, sie wäre keine Hexe.

Die Schraube auf dem rechten Bein zugeschraubt, worauf sie O wehe gerufen.

Es ist ihr zugeredet die Wahrheit zu sagen.

Sie ist aber dabei geblieben, daß sie nichts wüßte, ist wieder niedergesetzt worden, die Schrauben sind wieder zugeschraubt.

Hat geschrien O wehe! wieder zugeschraubt, auf dem rechten Bein, ist stille worden und hat nichts antworten wollen, zuge-

schraubt, hat laut gerufen, wieder stille worden und gesagt, sie konnte und wüßte nichts, nochmals aufgezo-

gen, sie gerufen: O wehe! ist aber bald ganz stille worden, ist wieder niedergesetzt und ganz stille geblieben, die Schrauben aufgeschraubt.

Es ist ihr vielfältig zugeredet worden, sie ist dabei geblieben, daß sie nichts konnte oder wüßte.

Die Schrauben höher und zugeschraubt, sie laut gerufen und

geschrien, ihre Mutter unter der Erden sollte ihr zu Hilf kommen, ist bald ganz stille worden und hat nichts reden wollen. Härter zugeschraubet, worauf sie anfangen zu kreischen und gerufen, sie wüßte nichts.

An beiden Beinen die Schrauben höher gesetzt, daran geklopft, sie gerufen:

Meine liebste Mutter unter der Erde, o Jesu komme mir zu Hilfe.

Am linken Bein zugeschraubet, sie gerufen und gesagt, sie wäre keine Hexe, das wüßte der liebe Gott, es wären lauter Lügen, die von ihr geredet worden.

Die Schraube am rechten Bein härter zugeschraubet, sie anfangen zu rufen, aber stracks wieder ganz stille worden.

Hierauf ist sie hinausgeführt worden von dem Meister, um ihr die Haare vom Kopf zu machen.

Darauf er, der Meister, kommen und referirt, daß er das Stigma funden, in welchem er eine Nadel über Glieds tief gestochen, welches sie nicht gefühlet, auch kein Blut herausgegangen.

Nachdem ihr die Haare abgeschoren, ist sie wieder angeseilet worden an Händen und Füßen, abermals aufgezo-gen, hat laut gerufen, ist wieder ganz stille worden, gleich als wenn sie schliefe.

Indem finge sie hart wieder an zu reden.

Die Schraube am rechten Bein wieder zugeschraubet, da sie laut gerufen, die linke Schraube auch zugeschraubet, wieder gerufen und stracks ganz stille worden, und ihr das Maul zugegangen.

Am linken Bein zugeschraubet, worauf sie gesagt, sie wüßte von nichts, wenn man sie schon tot machte.

Besser zugeschraubet am rechten Bein, sie gekrischen, endlich gesagt, sie könnte nichts sagen, man sollte sie auf die Erde legen und tot schlagen.

Am linken Bein zugeschraubet, auf die Schrauben geklopft, härter zugeschraubet, nochmals aufgezo-gen, endlich ganz wieder losgelassen worden.

gezeichnet J. Jacob Blankenheim. Friderich Bauod. J. Hirschfeld. M. F. Rang.

Ich habe gesehen wie die Henker mit Peitschen geschlagen, mit Ruten gestrichen, mit Schrauben gequetscht, mit Gewichten beschwert, mit Nägeln gestochen, mit Schwefel gebrannt, mit Öl gegossen, mit Fackeln gesengt haben. In summa, ich kann zeugen, wie der menschliche Leib verödet worden.

Die Beobachtungen Johann Meyfarts konnte einer der entschie-

densten Kämpfer für die Abschaffung der Folter, der niederländische Prediger Johann Grevius, durch eigene Erfahrungen bestätigen.

Auf die an ihm vorgenommene Folterung spielte er wohl an, wenn er sagte, er kenne jemanden, der von vier Schergen gefoltert wurde, unter denen einer den anderen zu überbieten suchte.

Begleittext

In dieser Geschichte aus der Dritten Welt wird Verfügung deutlich. Es erscheint wie eine Überzeichnung unserer Situation. Die Frage steht nach dem Verhältnis zwischen Männer und Frauen bei uns.

Das Buch „Josefina, bedien die Herren“ bringt eine Reihe von Geschichten zum Themenkomplex Dritte Welt unter dem Blickwinkel der Situation von Frauen.

Hinweis: Solche Geschichten können genutzt werden, um miteinander über das Verhältnis der Geschlechter bei uns ins Gespräch zu kommen. Gerade die Distanz, die eine Vorwegdistanzierung unmöglich macht, erleichtert vielleicht die Annäherung an die eigene Lebenssituation.

Noch eine Idee: Noch immer spielen Fragen des Feminismus bei uns eine relativ untergeordnete Rolle. Wir hören kaum von diesem Komplex im Zusammenhang mit der Dritten Welt. Vielleicht wäre dies ein Thema für gemeinsame Recherche und Annäherung.

*„Trost und Ermutigung bei einem Verzweifelten ist Verspottung“
Klaus Dörner/Ursula Plog*

Stichworte

36 Männer
Tomás Vargas Osorio

Sie trafen sich in der Hütte von Matias, wenn sich bei Sonnenuntergang die öl- und schlammverschmierte Menschenflut von den Bohrfeldern in die Kneipen und Bordelle ergoß. Matias war ein alter Mestize, dessen Herkunft niemand kannte. Er war nach Barranca gekommen, um Arbeit zu suchen; aber dann entdeckte er, daß man auch ohne zu arbeiten ausgezeichnet leben konnte. Man sah ihn oft, wie er, eine dicke Zigarre rauchend, am Flußufer umherstreifte und seine geflickten Stiefel in den Sand bohrte. Manchmal blieb er stehen, um sich mit den Schwarzen an den Booten und den Fischverkäufern ein wenig zu unterhalten, und abends schnüffelte er durch die Kneipen, strich um die Spieltische oder ging einfach irgendwohin schlafen. Er war ein kleiner, fettleibiger und gutmütiger Mann, dessen Augen unter den rötlichen Brauen immer zu lachen schienen. Eines Tages aber baute Matias eine Hütte. Von sechs Uhr morgens an sah man ihn geschäftig mit Pfählen und Brettern herumhandwerken, und als die Bude fertig war, malte er mit krummen schwarzen Buchstaben CANTINA DE MATIAS auf ein Schild und hängte es über die Tür. Dann stellte er sich hinter die Theke und wartete mit der ihm eigenen Geduld auf die ersten Gäste.

Der erste, der kam, war der Antioqueño. Dann kam „Cuba“ und schließlich der andere, der immer ein paar Minuten auf sich warten ließ; er war ein großer, schlanker Mann, der sich schweigend zu betrinken pflegte und dem seine Kameraden einen gewissen Respekt entgegenbrachten, weil er ihnen in nichts ähnlich war. Er schien aus „guter Familie“ zu sein, war weiß, wenngleich seine Haut gelbe Flecken zeigte, und duftete immer nach Kölnisch Wasser. Sie nannten ihn bloß „Er“, ganz einfach und lakonisch „Er“. Der Antioqueño teilte immer die Karten aus, während Matias eine Flasche weißen Rum brachte, und dann spielten und tranken sie schweigend bis zum frühen Morgen und gingen, jeder in seine Richtung, auseinander, ohne sich zu verabschieden. „Er“ blieb manchmal länger in der Hütte und spielte bis zum Sonnenaufgang für sich allein weiter.

Der Antioqueño und „Cuba“ arbeiteten an den Bohrstellen. Sie waren kräftige Männer, aber manchmal wurden sie vom Fieber geschüttelt, und ihre gelben Zähne klapperten schrecklich aufeinander. Dann gingen sie immer zur Hafemole und starrten

lange auf den Fluß, mit einem Blick, als ob sie nie mehr von hier fortkämen. Sie wußten es. Eine geheimnisvolle Kraft hielt sie im Hafen von Barranca fest, wie so viele andere Männer, die mit der Illusion gekommen waren, Geld zu verdienen und dann wieder wegzugehen. Aber alle waren sie geblieben und in zwei Jahren zu menschlichen Wracks geworden. Ein Dämon wohnte im Fluß, ein unversöhnlicher Geist, der sie an diese Hölle von Alkohol und Fieber gefesselt hielt und gegen den sich keiner von ihnen auflehnte. Manchmal dachten sie: Warum soll ich nicht gleich Schluß machen? Warum soll ich mich nicht ins Wasser stürzen und mich dem Teufel stellen? Vor allem, wenn das Fieber in den Eingeweiden fraß, dachten sie, daß es unendlich angenehm sein müßte, sich dort auf dem Flußgrund im Schlamm auszustrecken und von fern das heisere Nebelhorn eines ausfahrenden Schiffes zu hören. Außerdem brauchten die Augen manchmal etwas Grünes, Taubedecktes...

Man konnte leicht erraten — und das tat Matias —, was „Cuba“ und der Antioqueño dachten. Aber „seine“ Gedanken waren nicht zu ergründen. Sein Gesicht war vollkommen ausdruckslos, seine Züge blieben unbeweglich. Liebt er das Leben? Haßt er es? Gab es überhaupt eine Kraft, die sein Herz zu rühren vermochte? Niemals war aus seinem Mund auch nur ein einziges Wort über seine Vergangenheit zu hören, und seine Kameraden fragten ihn auch nicht danach. „Er“ war einfach ein ganz anderer Mensch. Sein Name war nicht wichtig und ebensowenig, warum er sich hier aufhielt. Anfangs zog dieses Geheimnis Matias, „Cuba“ und den Antioqueño noch in seinen Bann, aber dann gewöhnten sie sich daran und sprachen nicht mehr darüber.

Ein Ereignis brachte die Ruhe dieses Lebens in gewisser Weise durcheinander (aber danach ging wieder alles genauso weiter). Sie waren beim Kartenspielen, als jemand an die Tür der Hütte klopfte. Matias öffnete, und im Lichtkegel der Lampe konnte er das Gesicht einer Frau erkennen. Er überlegte einen Augenblick, dann machte er die Tür so weit auf, daß die Frau eintreten konnte. Sie kam herein und sagte, daß sie Durst habe. Matias gab ihr ein Glas Bier, sie trank es gierig aus und wischte sich mit dem Handrücken den Schaum von den Lippen. Die Männer hoben die Köpfe, um sich die Frau anzusehen. Sie war jung, und ihre braunen Haare hatten im Lichtschein einen matten Glanz. „Cuba“ merkte außerdem, daß sie große Augen hatte, aber er sagte es nicht. Matias war sichtlich verwirrt und schien zu über-

legen, was er tun solle. Sie wieder auf die Straße schicken oder zum Bleiben auffordern — beides wollte wohl durchdacht sein. Die Frau bemerkte die Ratlosigkeit in Matias' Gesicht und ging einen Schritt auf die Tür zu, blieb aber dann stehen. Sie sah die Männer aufmerksam an und fragte Matias: „Kann ich hierbleiben?“

Matias machte eine Bewegung mit den Schultern, die nichts besagte, aber er sah die Frau mitleidig an. Ihre Stimme war hilflos und stolz zugleich, und als sie fragte, ob sie bleiben könne, schien sie sowohl zu bitten als auch zu fordern. Sie hatte nichts bei sich außer ihrem Leben, und nicht einmal das war ihr allzu wichtig. Die Männer brachen auf. Matias brachte der Frau eine Matte, löschte das Licht und ging in sein Zimmer, dessen Fenster auf den Fluß schaute. Die Lichter eines Schiffes verschwammen langsam im Dunkel der Nacht.

Die Frau übernahm die Arbeit in der Kneipe. In den ersten Tagen war sie sehr schweigsam, aber an der Leichtigkeit ihrer Bewegungen, an ihren Blicken und den weniger harten Zügen ihres Mundes konnte man sehen, daß sie zufrieden war. Wenigstens für eine Weile war sie in Sicherheit, und das gab ihr ihre Jugend, ihre Kraft und sogar eine gewisse Schönheit wieder. Sie fragte nicht danach, wer Matias' Gefährten waren, und er gab auch keinerlei Erklärung. Er sagte ihr nur, daß sie bleiben und in der Kneipe arbeiten könne, falls sie wolle, und die Frau nahm an. Sie brachte die Hütte in Ordnung, machte überall sauber und stellte ein zerbrochenes Glas mit ein paar Papierblumen auf den Tisch. Am selben Abend nahm „Cuba“ den Blumenstrauß fort und stellte ihn in eine Ecke; aber „Er“ stand, ohne ein einziges Wort zu sagen, auf und brachte ihn an seinen alten Platz zurück. Die Frau schaute schweigend zu und war „ihm“ dafür dankbar; der Blumenstrauß sah hübsch aus auf dem Tisch.

Als sie aufbrachen, verließen „Cuba“ und der Antioqueño die Hütte gemeinsam. Schulter an Schulter gingen sie zum Fluß hinunter, warfen sich rücklings in den Sand und atmeten schwer in der warmen Luft. Die Sterne glänzten am tiefblauen Himmel, und man hörte die süßen Geräusche der Nacht: Das Fließen des Wassers, den Flügelschlag eines Vogels, den Wind, der die Palmblätter bewegte.

„Die Sterne erinnern mich an zu Hause“, sagte der Antioqueño. Dann war ein langes Schweigen, bis „Cuba“ schließlich sagte: „Wem soll die Frau gehören?“

„Mir gefällt sie nicht“, entgegnete der Antioqueño...

„Aber es ist immerhin eine Frau“, meinte der andere.
„Sie gehört dem Alten; warum sollten wir sie ihm wegnehmen?“
„Ich weiß nicht, aber ich glaube, wir könnten eine Frau ganz gut brauchen“, beharrte „Cuba“.
Sie gingen zum Hafen zurück und trennten sich mit dem Gefühl, daß sich alles von einem Augenblick zum andern ändern könnte. Aber würde es sich überhaupt lohnen? Dennoch, obwohl beide sich dieselbe Frage stellten, kamen „Cuba“ und der Antioqueño am nächsten Abend, als sie sich von der Hütte auf den Heimweg machten, noch einmal auf die Sache mit der Frau zu sprechen.
„Ich habe darüber nachgedacht, und du hast recht“, sagte der Antioqueño.

„Aber was wird ‚Er‘ dazu sagen?“ fragte „Cuba“.
„‚Er‘ wird überhaupt nichts sagen, wie immer.“
„Und wie machen wir die Sache zwischen uns beiden aus?“
„Cuba“ holte aus seiner Tasche ein paar Würfel hervor. „Würfeln wir um sie“, sagte er.
„Gut“, stimmte der Antioqueño zu, „würfeln wir um sie.“
„Cuba“ rollte die Würfel über den Sand, und beide beugten sich über sie, um zu sehen, was das Los entschieden hatte.
„Sie gehört dir“, sagte der Antioqueño.
Am nächsten Abend sprach „Cuba“ mit Matias und erklärte ihm die Sache. „Wir dachten uns, du würdest nichts dagegen haben; du bist alt, und außerdem gibt es genug andere Frauen. Ich habe sie gewonnen. Die Frau gehört mir.“
Matias überlegte, oder zumindest schien es so, als ob er darüber nachdachte, was „Cuba“ ihm gerade gesagt hatte. Schließlich fragte er: „Was wird ‚Er‘ dazu sagen?“
„‚Er‘ wird nichts dazu sagen. Ihn interessiert nichts.“
„Gut“, sagte Matias. „Nimm sie.“
Die Frau hatte die Unterhaltung der Männer mitangehört. Sie rannte los, um zu entkommen und stieß mit „ihm“ zusammen, der gerade hereinkam. „Helfen Sie mir!“ sagte sie zu ihm. „Sie haben um mich gewürfelt.“
„Er“ trat in das Innere der Hütte und fragte: „Was habt ihr mit der Frau vor?“
„Cuba“ hat sie gewonnen“, erwiderte der Antioqueño. „Es hat alles seine Richtigkeit.“
Die Frau zitterte. Ihr Mund stand offen, und ihre Augen waren vor Angst geweitet.
„Wie habt ihr um sie gespielt?“ fragte „Er“ weiter.
Sie erklärten es ihm. Da wandte sich der große weiße Mann dem

Mädchen zu: „Es ist dein Schicksal“, sagte er. „Du mußt mit ihm gehen.“

Die Frau stürzte verzweifelt nach draußen und spürte, wie sie der Sand zwischen die Zehen ihrer nackten Füße biß; „Cuba“ rannte ihr nach. Die anderen setzten sich an den Tisch und begannen Karten zu spielen. Matias brachte eine Flasche Rum und murmelte: „Und ich war so zufrieden mit dem Mädchen. Aber so ist das Leben. Was soll man machen?“

Das Mädchen lief so schnell, daß es kaum noch atmen konnte. Hinter sich hörte sie die eiligen, weit ausholenden Schritte von „Cuba“, und in ihrem Nacken spürte sie schon fast seinen heißen Atem. Sie raffte all ihre Kräfte zusammen und erreichte das Flußufer. Der Mann holte sie ein. Die Frau drehte sich um, und als sie ihn in der Dunkelheit wie ein riesenhaftes Ungeheuer auf sich zukommen sah, erfaßte sie eine schreckliche Angst. Sie war am Rand des Steilufers und sprang hinab. „Cuba“ blieb keuchend stehen und starrte eine Weile auf das Wasser unter sich. Er glaubte noch ein leichtes Plätschern zu hören, aber danach nichts mehr.

Langsam kehrte er zur Hütte zurück. Sein ganzer Körper schmerzte ihn, als ob man ihn mit einem Knüttel geschlagen habe.

Keiner stellte ihm eine Frage. Er trank ein Glas Rum, wischte sich über die Lippen und verlangte seine Karten.

Einführung in den Text

Jürgen Bartsch hat als Heranwachsender mehrere Kinder sexuell mißbraucht und ermordet. Er war inhaftiert, war in einem Landeskrankenhaus und unterzog sich freiwillig eines operativen Eingriffes zum Zweck der Kastration. Dabei starb er. Die Umstände seines Todes wurden in der Öffentlichkeit breit diskutiert.

Begleittext

„Es gibt Fälle, in denen uns das Mitleid nicht ganz ruhig schlafen läßt, und das fühlt sich beinahe so an wie schlechtes Gewissen – natürlich, ohne es zu sein.“

Sling, Gerichtsreporter im Berlin der 20er Jahre

Mitleid mit dem Opfer oder mit dem Täter und: wer ist Opfer, wer ist Täter. Eine solche Frage angesichts der Taten von Jürgen Bartsch zu stellen, scheint obszön.

Nur das Durchbrechen von Denktabus ermöglicht neue Einsicht.

Gute Gerichtsreportagen vermitteln, wenn sie nicht auf billige Effekthascherei aus sind, nahezu spiegelbildlich gesellschaftliche Wirklichkeit. Zwei der bedeutendsten in der Bundesrepublik sind Peggy Parnass, die ihre Reportagen in Konkret veröffentlicht, und Gerhard Mauz, der für den Spiegel schreibt.

Stichworte

37 In der Mitte durchbrechen

Paul Moor

Die ersten Kinder habe ich nur geschlagen, angefaßt und ausgezogen. Bis zum Gedanken allein, ein Kind umzubringen, ist ja ein ziemlich erheblicher Schritt, aber auch nur ein Gedanke. Ich könnte nicht sagen, daß es irgendeine Etappe gegeben hätte. Der Gedanke ist von einer Sekunde auf die andere da. So einen Übergang könnte ich da überhaupt nicht nennen. Einmal bin ich durch den Wald marschiert. Die Straße führte von unserer Siedlung in Richtung Nierenhof. Ich weiß nicht, ob das das erste Mal war, aber das ist die erste Erinnerung, die ich noch heute habe. Da dachte ich: ‚Ja, warum stellst du dich jetzt nicht einfach in den Wald und wartest, bis ein passender Junge da nun eben vorbeikommt, und dann schnappst du ihn und reißt ihn von der Straße weg und schleifst ihn in den Wald rein und ziehst ihn aus und bringst ihn um? Warum machst du das eigentlich nicht?‘ Der Gedanke war: ‚Warum machst du es nicht?‘ – eigentlich einfach ‚Warum nicht?‘ Die Antwort auch: ‚Ja, warum nicht?‘ So läppisch und lächerlich war es natürlich nicht. Sexuelle Erregung und so habe ich schon dabei gehabt, eine gewisse innere Erregung. Es war das Gefühl der Aufregung, so wie ich sie später hatte, wenn ich einen Jungen auf der Straße sah – schwitzen, die Knie weich und so. Da im Wald habe ich mich ein paar Stunden hingestellt und habe gewartet. Mehrere Tage habe ich das gemacht, aber das war so blödsinnig, so völlig idiotisch, natürlich hat es nicht geklappt. Aber meine Sexualität war viel stärker, als das normal gewesen wäre, und wenn man von solcher Sexualität gepackt wird, da war es einmal schon so, daß es in dem Moment völlig normal erschien.

Es ist also ein Unterschied, ob ich nüchtern bin, dann lehne ich das genau wie jeder andere ganz genau so scharf ab, vielleicht noch ein bißchen stärker, es geht ja gar nicht stärker abzulehnen. Aber wenn ich nun wirklich sexuell erregt bin, dann gibt es für mich nichts Normaleres als eben solche Gedanken. Ich finde sie dann selbstverständlich. In der Phantasie heißt das, eben ausziehen und schlagen, dann eben schon gleich zu schneiden anfangen, Stück für Stück dann eben zu zerfleischen. Als ich da im Wald Jungen aufflauerte, war der Gedanke zum Quälen schon da, zum Zerschneiden wohl noch nicht.

Die Jungen sollten keine Sonnensprossen und keine roten Haare

haben, und sie sollten nicht zu dick sein. Wenn er eine richtige Bohnenstange war, da sagte er mir auch nichts mehr. Alle anderen an sich waren auf meiner Linie. Wenn ich so einen Jungen sah, habe ich immer sofort so reagiert, daß mir warm wurde, daß ich Schweißausbruch und weiche Knie hatte. Das Herz schlug ganz schnell, und ich mußte manchmal ein bißchen Luft schnappen, weil mir vor lauter Erregung die Luft wegblieb.

Bis 1962 ging das nur um das Ausziehen und das Befühlen und so. Später, als das Töten dazu kam, da war ziemlich sofort auch das Zerschneiden dabei. Zuerst habe ich immer an Rasierklingen gedacht, aber nach der ersten Tat habe ich dann auch langsam an Messer, an unsere Messer gedacht. Sie wissen, wie diese Dinger aussehen. Zuerst habe ich nur ganz allgemein an Bauchaufschlitzen und das Innere alles rausholen gedacht und dann eben Schluß, fertig. Später habe ich das ein wenig ausgebaut bzw. umgekrempelt, alles erst stechen, die Augen aus usw. Das hat sich noch ein wenig gesteigert zum Vorstellbaren hin oder noch zum Unvorstellbaren.

Zuerst war in meiner Phantasie kein persönlicher Kontakt dabei, aber hinterher, so mit achtzehn oder neunzehn Jahren, da war auch in der Phantasie, daß ich mich auch ausziehen und ihn an mich drücken würde. Er würde sich auf die Erde legen und ich mich auf ihn. Er würde sich über mich hinknien und ich würde das da unten eben als Ganzes in den Mund nehmen, aber als Ganzes, das Glied und den Sack und alles.

Und dann kam das Schlagen dazu. Er mußte sich hinstellen, und dann würde ich anlaufen und von hinten da reintreten. Diese Sachen kamen nach der ersten Tat nach und nach dazu, aber im Grunde ist es immer das Gleiche geblieben, in der Reihenfolge: Ausziehen, Schlagen, in den Hoden schlagen, und dann das Anfangen mit dem Schneiden. In der Phantasie hatte ich an die Finger usw. gedacht, und dann erst am Schluß den Körper aufschlitzen.

In der heutigen Phantasie, mit zwei Jungen, da habe ich selber ein wenig Angst vor mir selber bekommen, davor habe ich selber ein wenig zurückgescheut. Ich hätte mir z.B. gedacht, der eine Junge mußte den anderen erst langsam umbringen, dann kann ich den restlichen übernehmen. Das ist was ganz, ganz Scheußliches. Sie haben Angst und schreien. Das ist sehr wichtig. Ohne das hätte mir das alles überhaupt nicht im geringsten etwas gesagt. Sie müssen betteln, wimmern, um Gnade bitten. In der Phantasie ist es mir nicht möglich, ihnen Gnade zu gewäh-

ren. In der Praxis kann ich nicht sagen, denn auch der schlimmste Sadist hat eben auch eine andere Seite. Selbst wenn der Trieb stärker ist, gerät er doch manchmal in die Nähe des Umkippens, und da ist eben die Frage, vielleicht keine dumme: Hättest du es denn nun wirklich gekonnt oder nicht?

Ein- oder zweimal war ich nahe dran, umzukippen. Einmal bin ich schon regelrecht zusammengeklappt. Ich weiß überhaupt nicht, ob ich das beurteilen kann, ob mir das im Ernst überhaupt bis zur letzten Konsequenz möglich gewesen wäre, immer vorausgesetzt, daß dann automatisch die Angst vor Entdeckung einsetzt. Ich glaube nicht, daß das richtig ist. Zumindest bei mir war es nicht so. Dieser Gedanke ist mir in dem Moment überhaupt nicht gekommen. Da waren nur die zwei widerstreitenden Empfindungen da: auf der einen Seite mein normales Wesen, das durchbrechen wollte, auf der anderen Seite der Trieb, der eben praktisch so ein selbständiges Wesen ist. Jedenfalls habe ich ihn als solches empfunden und mich eben auch krampfhaft aufrecht zu erhalten versucht. Und da hat nun der Trieb immer die Oberhand behalten.

Im ersten Prozeß hieß es: ‚Er entschied sich brüsk für das Böse.‘ Ach, Gott, ich meine, wenn man das so nehmen will, soll man es tun. Dazu kann ich nicht viel sagen. Ich kann immer nur sagen, die Empfindung habe ich nicht gehabt. Ich habe das Gefühl, daß die Entscheidung nicht so hundertprozentig in meinem Kopf da hoch lebte. So war das sicherlich nicht. Sie können sich das nicht vorstellen. In so einer Situation ist das, als ob Sie im wahren Sinne des Wortes körperlich nahe daran wären, in der Mitte durchzubrechen, als ob Sie zerreißen. So ein körperliches Gefühl ist das. Unwahrscheinlich.

Begleittext

Das, was krank ist, bestimmt sich gesellschaftlich nicht durch Qualität, sondern durch Quantität. Die Abweichung vom Normalen kann als „krank“ qualifiziert werden. Wer dieser Normalität entsteigt, der entzieht sich den Maßstäben.

Hinweis: Was wird als krank qualifiziert in einem überschaubaren Lebensbereich? Ist dieser Stempel nicht Schutz derer, die sich für gesund halten. Das Nachdenken und Entschlüsseln von Verhaltensweisen kann das Aufzeigen von Strukturen ermöglichen. Leben in ihrem Umfeld psychisch Kranke, oder sind sie schon lange abgeschoben in Landeskrankenhäuser?

„Ich stieß mir die Stirn an Deinen Sternen wund.“

N.N., Patientin einer psychiatrischen Klinik

Stichworte

38 Alltägliches Grauen

Günter Herburger

Axmann schwieg, erwiderte nach einer Weile, er könne mich verstehen. Er habe einen Freund gehabt, jahrelang hätten sie zusammen gewohnt, jetzt sei sein Freund tot. Er habe sich umgebracht, nachdem er mehrere Arbeitskollegen verletzt, einer sei gestorben. „Er kam zu spät, ich hatte ihn schon tagelang nicht mehr gesehen, wir hatten damals beide Spätschicht“, sagte Axmann. „Es ist in einem anderen Betrieb gewesen, vor Jahren, in einem Aluminiumwerk. Er sah uns, hatte ein Schnellfeuerge-
weh in der Hand, fing sofort zu schießen an, auf jeden, der nicht in Deckung ging.“

„Und du“, fragte ich. „Konntest du ihn nicht zurückhalten?“

„Nein. Ich lag auch am Boden. Als das Magazin leer war, ist er aufgewacht. So sah es wenigstens aus. Er blickte um sich, überall wälzten sich schreiende Kollegen in ihrem Blut. Da schrie auch er, setzte sich auf den Boden, riß sich den Schuh vom Fuß, den Socken, steckte den Lauf in den Mund und zog mit der Zehe ab. Der Kopf flog auseinander. Er hatte noch einen Schuß im Magazin gehabt.“

„Vorsorglich?“

„Weiß ich nicht“, sagte Axmann.

„Und warum hat er geschossen?“

„Weiß ich auch nicht. Ich kann nicht alles wissen. Hast du noch nie erlebt, daß die besten Freunde plötzlich aufeinander losgehen? Es steht nicht in Zeitungen, passiert überall, immer öfter. Sie werfen sich in Gußpfannen, stoßen sich Eisenstangen in den Rücken, schießen sich mit Spritzpistolen Farbe ins Gesicht, daß sie erblinden, lassen einander in Sägegatter laufen. So erschöpft sind sie, voll Wut, bringen sich gegenseitig um. Die Beispiele häufen sich.“

„Das ist nicht wahr“, sagte ich.

„Dann bist du nie jahrelang an ein und derselben Stelle gewesen. Du hast dich früher kleinkriegen lassen, noch rechtzeitig. Von meinem Freund habe ich gedacht, ich hätte ihn gekannt. Wir waren lang genug zusammen. Erst hinterher, als er tot war, erfuhr ich, daß er auf der Flucht gewesen war, sich bei mir verborgen hatte unter falschem Namen. Auch in seinen Arbeitspapieren stand der falsche Name. Er hat zehn Kinder gehabt, ledige und nicht ledige. Ich frage dich, wieso wird einer derart wahn-“

sinnig, zehn Kinder zu wollen? Er besitzt keinen Bauernhof, keine Seen, keine Wälder, keine Äcker, auch keine Fabrik, trotzdem macht er zehn Kinder! Er ist völlig kopflos. Glaubte er, er müsse seine Kraft durch Kindermachen beweisen? Durch Fortpflanzung? Durch Menge, weil er nichts hatte außer seiner Kraft? Nur sie kann er verkaufen, so hat er es gelernt. Mehr ist ihm nicht beigebracht worden. Ein Idiot soll er bleiben, fleißig und stumm. Und dann, wenn er sich nicht mehr wehren kann, bezahlen muß, der Lohn zerrinnt, bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich zu verstecken. Wird er entdeckt, weiß er keinen Ausweg mehr, kann nichts erklären, denn sich auszudrücken, nach Gründen zu suchen, versteht er nicht. Er schießt aus Verzweiflung, aber auf die Falschen, bringt sich und seine Kameraden um, statt die, die ihn ins Elend geschickt haben.“

„Er ist irrsinnig geworden“, sagte ich. Ich begriff nicht, was Axmann meinte. „Es kommt eben manchmal vor, daß jemand plötzlich verrückt wird.“

„Auch das hätte Gründe“, sagte Axmann. „Wer im Kopf erkrankt, flieht, weil er den gegenwärtigen Zustand nicht mehr ertragen kann. Überall herrscht Mord und Totschlag, Tag für Tag. Ich habe noch nie gehört, daß Kaufhausbesitzer, Zeitungskönige, Stahlfabrikanten oder Ölfürsten sich gegenseitig umbrächten. Sie schießen höchstens auf Rehe und Tontauben. Längst haben sie begriffen, daß sie zusammengehören, deshalb leben sie auch so fabelhaft.“

Fest stand, daß Arbeitsunfälle zunahmen, doch Aufruhr gab es nicht. Ich war sterbensmüde, wollte endlich gehen, aber Axmann fing noch einmal an, mich auszufragen.

Ob ich Bilanzen lesen könne, sagte er. Ob ich wisse, was Betriebswirtschaft sei? Ob ich den Unterschied zwischen Gehalt und Lohn kenne, den Unterschied zwischen Abschreibungen und Investitionen, den Unterschied zwischen der Verfassung und den Betriebsverfassungsgesetzen, den Unterschied zwischen Ertrag, Umsatz und Gewinn, verbucht oder ausgewiesen?

Er fragte mich eine Flut von Wissenschaft, die es, wie ich wußte, zwar gab, doch antworten konnte ich nicht. Zuletzt fragte er mich sogar, ob ich schießen könne.

Ich sagte, ich hätte auch nicht weiter gefragt, als er mir nicht erklären wollte, was sich in den verschlossenen Schubladen und Regalen befände. Ich hätte mich zufrieden gegeben. Er aber erzählte mir vom gewaltsamen Tod seines verrückten Freundes, behauptete, tagtäglich brächten sich in den Betrieben Kollegen

um, obwohl es sich in Wahrheit um Arbeitsunfälle handle. Und nun wolle er auch noch wissen, ob ich zu schießen vermöge.

„Zur Beruhigung, ich schieße miserabel“, sagte ich. „Ich gehöre nicht mehr zu der Generation, die es im letzten Krieg gelernt hat. Ich habe nur in Jahrmarktsbuden geschossen und kaum getroffen, einmal einem Teddybären in den Kopf, die Tonzapfen darunter nicht.“

Dann ging ich, gab Axmann nicht die Hand. Zurückblickend sah ich ihn wieder in der offenen Tür des Wohnwagens stehen, der einem silbernen Heiztank glich. Hunde fing an zu bellen, mehrere nacheinander. Sie sprangen an dem hohen Gitter der Fabrik hoch, an dem ich entlanggehen mußte. Ein Wachmann war nicht unterwegs.

Ich machte mir Mut, indem ich den Hausschlüssel mit Kette, Metalläffchen, Stoffbärchen und Münze um den Finger wirbeln ließ. Alle Hochhäuser waren dunkel bis auf vereinzelt Fenster, angehoben in der Nacht.

Als ich die Ausfallstraße überqueren wollte, standen ineinander verkeilte Autos auf der einen Fahrbahn, die andere schien abgesperrt worden zu sein. Polizeiautos und Rettungswagen jagten heulend auf ihr heran mit blauen und roten Lichtern. Eines der Unglücksautos stürzte nachträglich um und begann zu brennen. Über der Mittelplanke hing ein Toter oder Halbtoter. Sonst sah ich niemanden, vielleicht waren alle eingeklemmt. Ich umging das Hindernis in einem großen Bogen, machte, daß ich nach Hause kam, wo Rosa und ihre Mutter schliefen, hinter einem eisernen Gitter.

Begleittext

Dieser Bericht führt zu Sprachlosigkeit. Wie arm sind wir geworden, um solch mächtige Reize zu ersehnen, damit wir Leben spüren.

Anrufung meines Engels

*Was ist geschehn? Der Wind schlug um
Der Himmel klirrt von früher Kälte
In Leitartikeln kriecht der Krieg. Schon
Sind die Marschbefehle unterschrieben
Die Hinterhöfe sind umstellt
Ich hör ein Rauschen in der Luft
Was wolln wir tun mit all den Waffen
Die sie auf unser Dach, auf unsre Schultern
Unsre Haut gehäuft? Was braucht
Die Liebe? Nichts. Nur dich und mich
In welche Dunkelheit läßt du dich fallen?
Ich habe Angst um dich und deinen Atem
Um deine Schädelknochen unter dünner Haut
Heb deinen Kopf und laß uns reden
Eh uns ein Stiefel auf die Kehlen tritt
Daß ich nicht schlafen kann, muß nichts
Bedeutn. Und wärs die Stunde, da Raketen
Von fernen Rampen steigen eh unsere Hände
in die Kälte greifen, laß mich noch einmal
Deinen Atem spüren auf der Haut*

Volker von Törne

Stichworte

Ein junger Mann hat einen Menschen getötet, um zu erfahren, wie man sich nach der Tat fühlt.

Die beiden jungen Männer tranken maßvoll Portwein und hörten ergriffen klassische Musik. Erst hatte Gastgeber Jürgen Dohlen, 24, Maurice Ravels „Boléro“ aufgelegt, schließlich den Schlußchor aus Beethovens Neunter. Dann ließ Dohlen sich fesseln – mit einem stachelbewehrten Hundehalsband.

Minuten später war Dohlen tot: Niedergeschlagen mit einem schweren Aschenbecher, erstochen mit einem Springmesser. Eine Woche später stellte sich sein letzter Gast, Volker Dreesbach, 22, der Polizei in Hannover – ein Schritt mit Bedacht. Denn Dreesbach hatte nur getötet, um „zu erfahren, ob man dazu fähig ist und ob man nachher weiterleben kann wie vorher“.

Jene acht Tage zwischen Mord um des Mordes willen und Geständnis habe er „ausgekostet“, sagte Dreesbach, der sich jetzt vor dem Kölner Schwurgericht verantworten mußte: „Nichts“ habe er zunächst empfunden, „nur Benommenheit, fast Übelkeit“. Danach erst überkam ihn „die Angst vor dem ständigen Zwang, an die Tat zu denken“, und endlich auch „Grauen, einfach Grauen“.

Volker Dreesbach, der „mit 15, 16 Jahren“ einen Hang zur Homosexualität entdeckte, hatte sich nach einer abgebrochenen Facharbeiterlehre in Köln als Strichjunge verdingt. Im Milieu wurde er zum Dieb: Ende 1978 stieg er in das Haus einer Witwe ein. Er wußte, daß die alte Dame schlief.

Diese Tat, wertete später die Jugendstrafkammer des Landgerichts Köln, habe durchaus „profihafte Züge“ gezeigt. Dreesbach hatte die Telephonleitung gekappt und an vier Stellen Feuer gelegt, um seine Spuren zu vernichten. Wegen versuchten Totschlags wurde er zu einer Haftstrafe zwischen zweieinhalb und dreieinhalb Jahren verurteilt.

In der Haft absolvierte Dreesbach eine Bäckerlehre, um später Lebensmittel-Techniker werden zu können. Und er las, was immer ihm in die Finger kam.

Vielleicht waren es Romanzeilen über den römischen Potentaten Nero, der sich an der Ermordung seiner Mutter delectiert haben soll, vielleicht war es die triebhafte Welt im Werk des Franzosen Jean Genet – Volker Dreesbach begann darüber nachzudenken,

„wie ich mich fühlen würde, wenn die Frau damals wirklich gestorben wäre“.

Der Bäckerlehrling lernte fortan mit einer Idee zu leben, die sich allmählich zum Mordgedanken festigte, von dem aus „zum Mordentschluß“, wie der Kriminologe Hans von Hentig schrieb, ein Weg führt, „den keine Dogmatik trassieren kann“. Zwischen „dem Auftauchen der ersten Vorstellung“ und ihrer „motorischen ‚Reife‘“, erklärte der Wissenschaftler, fänden „zahlreiche Einwirkungen“ statt – eine hat Volker Dreesbach selber zur Analyse freigegeben, als er über sie berichtete.

Unmittelbar nach seiner Haftentlassung im Sommer 1982 besuchte er das Grab seines Vaters. Stundenlang wanderte er über den Friedhof, um sich Klarheit über seine Empfindungen zu verschaffen, doch er spürte „nichts“. Dieses Gefühl der Leere „ärgerte“ ihn und trieb gleichzeitig seine Mord-Überlegungen voran, „die sich theoretisch nicht sicher beantworten lassen“.

Dreesbach definierte den Mord im allgemeinen und für sich selber im besonderen: Mord sei „mehr als nur das Töten eines anderen Lebewesens. Mord bedeutet die Überwindung und die bewußte Aufopferung seiner selbst, zum Zwecke einer Erkenntnis“. Und weiter:

„Der Grund meines Handelns war die notwendige Durchführung einer komplizierten Gleichung, deren exaktes Ergebnis zu erlangen für mich zu einer unumgänglichen Lebensnotwendigkeit geworden war. Mord war zuletzt für mich zur . . . gründlich und gewissenhaft durchdachten Idee geworden, welche schließlich nur noch vernünftig war.“

Kalt kalkuliert wie die Theorie war auch die Praxis. Für sein „Experiment“ (Dreesbach) suchte er einerseits einen Homosexuellen, andererseits ein Opfer, das er nur kurz kannte, „um mir nachher nicht ein Motiv einzureden“. Einer der zahlreichen Männer, die er nach seiner Haftentlassung getroffen und zunächst ins Auge gefaßt hatte, kam dann doch nicht in Frage, „weil er mir zu primitiv war“.

Am späten Abend des 3. November 1982 trifft Dreesbach in einem einschlägigen Kölner Altstadt-Lokal den Homosexuellen Jürgen Dohlen, einen Leder-Fetischisten, der ihn in sein kleines Appartement einlädt. Dreesbach sagt sofort zu: „Ich dachte, heute könnte es klappen.“

In der Seitentasche eines Dienstjacketts des Arbeiter-Samariter-Bundes, das er einem Düsseldorfer Freund gestohlen hatte, versteckt er griffbereit eine Gaspistole und das Messer, die Jacke

hängt er in Reichweite. Seiner Absicht kommt entgegen, daß sich Dohlen freiwillig fesseln läßt.

Zunächst hatte er geplant, sein Opfer mit der Pistole zu bedrohen, es mit einem Kissen zu knebeln und ihm dann „einen gezielten Stich ins Herz zu setzen“. Doch die Dramaturgie des Tötungsaktes wird gestört, als Dohlen sich plötzlich wehrt, schreit, kämpft. Dreesbach schlägt mit dem Aschenbecher zu, und als Dohlen sich weiterhin rührt, sticht er, so seine Aussage, „fünfmal, sechsmal“ auf ihn ein. Die Gerichtsmediziner zählten später 29 Stiche in den Brust- und Bauchbereich.

Dreesbach wäscht sich, läßt Waffen und Jacke bewußt als Spuren zurück, verschließt die Tür und bricht den Schlüssel ab. Über die Feuerleiter entkommt er unerkannt aus dem Haus, mit der Bahn fährt er zum Hauptbahnhof, dort setzt er sich in einen Zug nach Würzburg. Ein Bekannter nimmt ihn von dort erst nach Wiesbaden mit, dann nach Berlin – in Hannover trennt sich Dreesbach von seinem Begleiter, wandert „eine ganze Nacht im Wald herum“ und stellt sich, wie geplant.

Aus der Untersuchungshaft schreibt er an seine Schwester: „Ich fühle keine Reue. In mir ist nur Leere und ein bißchen Selbstmitleid.“ Und er kündigt an, „in ein, zwei Jahren ein Buch zu schreiben und alles zu erklären“. Einen Verleger will er bereits gefunden haben.

Das Kölner Gericht, das Volker Dreesbach wie einen normalen Menschen behandelt hat, war „stark berührt“ von der Ungeheuerlichkeit, daß sich jemand „wegen eines Experiments schlicht zum Richter über Leben und Tod eines anderen aufgeschwungen“ habe – ein Kriterium, das zu den Mord-Merkmalen des niedrigen Beweggrundes zählt.

Ein Beweggrund, hat der Bundesgerichtshof (BGH) normiert, sei dann „niedrig“, wenn er „nach allgemeiner Wertung auf tiefster Stufe steht, durch hemmungslose, triebhafte Eigensucht bestimmt und deshalb besonders verwerflich, ja verächtlich ist“. Die Strafkammer qualifizierte Dreesbachs Tat auch als heimtückisch, weil sein Opfer, ebenfalls entsprechend der Norm, „arg- und wehrlos“ war.

Daß er verurteilt werden würde, wußte Dreesbach von Anfang an. „Das“, sagte er in der Verhandlung, „hatte kein Gewicht.“ Er weiß freilich auch, daß lebenslange Haft – das Urteil wurde letzte Woche rechtskräftig – durchaus zeitlich begrenzt sein kann: „In fünfzehn Jahren“, glaubt Dreesbach, „bin ich wieder draußen.“

Ohne Ausweg — Oder:
Das Ende des Lebens

Begleittext

Die Hinrichtung Jesu ist die Reaktion darauf, daß er ihr Lebensgefühl (Lebenswissen) radikal in Frage gestellt hat. Hier aber stellt sich die Frage, wie überlebt dennoch die Lebensweisheit, das Lebenswissen Jesu?

Paul M. Zulehner

Stichworte

40 Die Welt im Haigerloh

Theodor Weissenborn

Am Stadtrand draußen hinter Siepholz, Schlehdorf, Barnekamp, noch hinter der K 8, wo sich die Gleise trennen nach Großdettfurt, Rönne, Beckum, Rheda, inmitten Schienen, stillgelegten Zechen, Mülldepots und alten Halden, liegt eine Wüstenei mit Namen Haigerloh, ist unerforschtes Land für Indianerspiele, weht braunes Schottergras, brütet das Rebhuhn, kreuzen Fuchs und Hase ihre Wege, ringeln sich Nattern, huschen Salamander durchs Gesträuch und liegen im langen Mittag, sanft die Flanken hebend, still atmend auf den weißen Scherben aus Gestein. Dort ist der Himmel offen, weitgespannt mit Wolken, Vogelschwärmen in der Dämmerung, wenn im Dunst der Stadt am Horizont vergilbt die Sonne und wenn mit Tau auf Disteln früh der Tag aufsteht. Fern liegen Katen, geduckt in Mulden, alte Siedlungen in Basdorp, wo früher noch mit Pferden in kleinen Zechen Kohle sie gefördert, blüht kleiner Wohlstand noch für Selbstversorger mit Rind und Schwein, fünf Morgen Ackerland, ist kleine Industrie, wohnt man im eigenen Haus.

Dort ist ein Mann geboren, den du nie gekannt. Heißt Josef Heinen, fünfzig Jahr ist's her, ging dort zur Schule, ist jetzt angestellt beim Bauamt in der Kreisstadt, tut seine Arbeit, geht einher als Bote in den Fluren, raucht Stumpen in der Mittagspause, schleift ein Bein, ist Junggeselle, lebt bei seiner älteren Schwester, bei Louise, im Dümpelfelde 9, fährt Mofa, kennen ihn alle dort als scheu und wortkarg, weil er stottert, nennen ihn Stotterjosef schon von Kindheit an. Vater war Schmied, trank Schnaps wie viele dort, starb 46 schon am Selbstgebrannten, schlug ein auf Fleisch als wie auf Eisen, war als gewalttätig bekannt. Drei Kinder starben. Louise, frömmelnd in der Kongregation der Jungfrau, liegt leidend jetzt seit einem halben Jahr im Krankenhaus der Schwestern unsrer Lieben Frau, hat nicht mehr lang zu leben, sorgt sich um den Bruder, der aus Dosen isst, allein das Haus bewohnt, den Hund, die Katze hütet. Die Schwestern kennen ihn. Er kommt fast täglich, abends nach dem Dienst, samstags und sonntags früh am Vormittag, besucht die Kranke, sitzt an ihrem Bett, sie reden nie, schauen sich an und nicken mit dem Kopf, bedürfen Worte nicht.

Im Sommer, wenn es später dunkelt, und an den Wochenenden, täglich, ob es regnet oder nicht, nach dem Besuch im Kranken-

haus fährt Stottrrjosef mit dem Mofa, ein Bein gestreckt und eins gewinkelt, hinaus ins Haigerloh; verläßt die asphaltierte Straße an Eckhoffs Weide, wo das Pestkreuz steht, fährt auf dem Feldweg weiter bis zur Heide, überquert das Gleis hoch auf dem Damm nach Beckum und ist im Ödland draußen, menschenfern, wo niemand ihn vermutet noch vermißt, wo keiner nach ihm fragt oder ihm sagt: „Laß das! – Tu dies!“ Hier hat er einen Platz, der ihm behagt: im Niemandland zwischen den Gleisen, wo, verschleppt von Kindern, Wellblech rostet, die Distel wächst und Scherben blinken, hier, fern der Nachbarschaft, die immer redet, höhnt, ist lieblich ihm ein Ort, den keiner ihm bestreitet, wie er wähnt, da andern wertlos scheinen muß, was ihm die Welt bedeutet.

Als Kind schon hat er hier gespielt, war Zuflucht hier vor Spott und Zorn des Vaters, rettete er Sterbliche, Todkranke, Wunde, Sieche, unnütz Geborene, dem Tod Geweihte, mit Tod Bedrohte aus dem Dorf, dem Haus, dem Keller, aus der Futterkammer, dem Winkel an der Scheune hinter der Regentonne, da sie kläglich schrien, verbarg in Armen sie, wann immer es gelang, trug sie hinfort in alten Kisten, in Kartons, in Lumpen warm und weich, erbaute Hütten, Ställe ihnen im Gebüsch, Stätten der Zuflucht, der Geborgenheit, versorgte täglich sie mit Nahrung, bis sie, erwachsen und genesen, ihrer Wege gingen.

Fanden sich andre dann und wieder andere, die seiner so bedurften, denn immer drohte Unheil, soweit er denken konnte. Immer schlug es zu mit Fäusten, Hämmern, Beilen, schien Leben, schien Lebendiges nicht erwünscht, störte Geschrei den Rasenden, erregte Mitleid Zorn, ward ausgetilgt das Liebste mit Gewalt, regierte Terror (Vater war sein Name), ging die Mutter stumm und dumpf durchs Haus, weinte sie lautlos, in der Kirche kniend, dort geschützt für Stunden, wohin der Vater nicht zu folgen wagte. Immer hoben sich Arme, abwehrend Schläge, über Köpfe, waren Arme blau, gebrochen, lagen sie in Gips, in Binden, immer winselte der Hund an seiner Kette, stob die Katze über Stiegen, gingen in Nächten Seufzer aus und ein, gingen ums Haus die Seelen der Ermordeten, klagte es im Kamin, stiegen, zu nichts zerplatzend, in letzter Atemnot die Luftblasen Ertränkter in der Regentonne auf, schaufelten die Kinder Gräber hinterm Schweinestall, schreinerten sie Särge aus Zigarrenkisten, hallten verstohlen Trauerchöre durch den Garten, sangen sie dünn, daß er's nicht höre: „Ist das der Leib, Herr Jesu Christ, der tot im Grab gelegen ist?“ Immer im Schlafen wie im Wachen hörten

sie's scharren, kratzen rings ums Haus, saß es vorm Fenster draußen, um Einlaß flehend, ging nicht fort, kroch winselnd es heran gebrochnen Rückgrats auf den Vorderbeinen, daß er es ganz erschlüge, erlöse es von seiner Not.

Und hat gewimmert eines Tags, als Stottrrjosef aus der Schule kam. War lange nicht zu finden, wo's da lebte und sich regte noch, bis dann die Hündin, behängt mit prallen Zitzen, zum Fressen losgekettet, den Napf ließ stehen unbeachtet und mit den Zähnen am Griff der Mülltonne zu nagen anfang. Und er rettete das Leben, klaubte heraus das Warme, Atmende aus Unrat, Kehrlicht, Müll des Verwesenden und barg im Keller sie, die Jungen, auf Holzwohle, auf Lumpen im leeren Gurkenfaß, besuchte stündlich sie, noch jubelnd, wieder jubelnd, und brachte Milch in Babyflaschen – wußt es keines der Geschwister außer Louise, die ihm beistand, ihn selber oft verbarg in ihrer Kammer unterm Bett.

War nicht von langer Dauer der Kinder Glück. Es kam der Tag, an dem der Vater Gurken forderte, nach Gurken suchend, trunken wütend, das Haus durchtobte und, da alle, wie er sagte, unbotmäßig sich erwiesen, sich gegen in verschworen, sein eigen Fleisch und Blut, sich also selber muß bemühen und in den Keller stieg, sein Sohn ihm nachschlich bis zur Treppe und in Ängsten, lauschend in den finstren Schacht hinab, stehend die Hosen nässend, das Entsetzliche vernahm: wie's drunten tobte, aus schwachen Kehlen bellte, schrie und wimmerte, dumpf gegen Mauern prallte, wimmernd erstarb und plötzlich Stille war wie Grabesruh, wie dann des Vaters Keuchen nur zu hören, erzitterten die Stufen und des Vaters Kopf, sein Haarkranz kam im Treppenschacht herauf – hing da ein Hammer zwischen Fuchschwänzsägen mit dem Stiel nach unten am Nagelbrett rechts an der Treppenwange, sah das Kind den Hammer und seines Vaters Kopf, nahm rasch den Hammer, hob ihn, sah des Vaters Kopf und schlug nicht zu, nein, schlug nicht zu und schlug und schlug nicht zu. Entsetzte sich, ließ fallen, ließ Hammer Hammer sein und rannte, tief sich zu verbergen aus aller Menschen Nähe, barg sich hinaus und fort ins Haigerloh, lag blutend unter Dornen, lag den Nachmittag und Abend und folgte spät der Schwester erst, der Hündin, die ihn suchten, und ging zurück ins Haus.

Und blieb und rettete, was noch zu retten aller Gattung des Lebendigen, ward klüger nur, ward listenreich. Schlich Bauern, Kohlenhauern nach, die Säcke trugen, mit Steinen sie beschwerten und in den Mühlbach warfen. Wartete, bis die Mörder gin-

gen, stieg barfuß dann ins Wasser, die Hosen hochgekrempelet, watete dorthin, wo's eingeschlossen lag, Blasen vom Grund aufstiegen, barg, was zu bergen war – und oft gelang's: fing's wieder an zu leben, hustete und keuchte aus kleiner Kehle, erbrach sich, krallte, klammerte sich an und wollte sein. Trug's rasch hinfort, ins Haigerloh, wo noch der Himmel offen, nicht Menschenlaut zu hören war, nicht Ruß dünstete noch Schnaps sie brannten, wo die Erde jung war wie am Schöpfungstag. Und überlebte, überdauerte die Tode, die er nicht verhindern konnte, ward zwanzig, dreißig, vierzig Jahr, fand keine Frau, da nie er eine suchte, ward fünfzig Jahr, heißt Stottrrjosef wie als Kind und hat des Kindes Welt in sich bewahrt, blieb voller Einfalt, wie sie's nennen, einfältig, und hat das Himmelreich auf Erden schon gefunden, im Haigerloh.

Hier baut Gehege er, erschafft aus Trümmern Bleibendes, versammelt um sich rost'ge Bettgestelle, Bretter, alten Maschendraht, die von der Kippe hinter der verfallenen Ziegelei er holt, aus Tümpeln fischt, aus Halden gräbt, errichtet Zäune im Geviert, im Niemandsländ, im busch'gen Gleisdreieck zwischen den Schienenwegen nach Rönne, Dettfurt, Beckum, baut Gehege für die Wildkaninchen, die geduckt, mit blinden, eiterverklebten Augen in Mulden unter Dornen siechen. Hier wäscht er ihre Wunden, bringt Futter ihnen, bettet sie auf Stroh, daß sie genesen möchten von der Pest, hier auch begräbt er sie. Sitzt, Stumpen rauchend, im Geviert, nickt mit dem Kopf, spricht – ohne je zu stottern – zu Fuchs und Hase, die ihn stumm beäugen, droht mit der Faust den Güterzügen, die, gleichmütig rumpelnd, rechts und links ihn liegenlassen, schaut ihnen nach, wie sie ins Weite ziehn, wie Stille sich ringsum verbreitet, wenn sie vorbei und fort, lauscht noch dem Wind im Schottergras, bis Krähen ihn zur Heimfahrt rufen.

Hier heilt die Welt er, daß inmitten allen Schlachtens ein Ort für Leben sei, Lebendiges kann sein inmitten Trümmerzäunen, ein Ort für Zeugung und Geburt, vor allem Tod, den er nicht hindern kann. Lieblich ist dieser Ort ihm, Oase in der Wüstenei des Daseins, das er anders nie begriff. Und gelingt's ihm, eins zu retten, steigt Jubel in ihm auf wie in den Kindertagen, genießt er allen Daseins Lust, Lust, dazusein, erblüht für Tage ihm ein sterblich Glück, sagt's ja in ihm zu Stern und Blume, hat er des Lebens Überfluß.

Doch hat er einen Feind. Er kennt ihn nicht, weiß nicht, woher, warum er kam und was ihn treibt, was ihn zerstören heißt, was

er gebaut. Tagsüber brach er ein, im Frühjahr und im Herbst, verwüstete die Stätte, schlug die Kranken tot – muß menschlich Antlitz tragen.

Josef denkt lange nach. Es denkt in seinem Kopf, ist klug und listenreich, will Schaden wehren, siegreich sein. Das Jahr darauf im Frühjahr nimmt er Urlaub, birgt sich tagsüber im Gebüsch mit Thermosflasche, Butterbrot, und wartet, wartet lange Zeit, hat Zeit, hat Zeit zu leben und zu sterben.

Und Anfang Juni, eines Tags nach Mittag, kommt es von fern heran, kommt auf dem Schienendamm aus Richtung Rönne ein Mann mit langem Hammer, an dem es laut von Ringen klirrt und lauter, kommt flötend auf dem Gleis daher, mit kurzen Schritten Schwellen zählend, schaut herüber, sagt: „Aha!“ – es ist der Streckenläufer. Kommt Kain, der Neider, schräg herab die Böschung, kommt, seine Keule schwingend, furchtbaren menschlichen Gesichts, Lebendiges zu mähen – springt Abel ihm entgegen, da die Keule zuschlägt, fällt ihm in den Arm, faßt Abel nach dem Hammer, wehrt ihn ab, trifft selbst genau mit einer kurzen Hacke, trifft und trifft, schlägt Abel Kain, entsetzt sich, rennt davon, sich zu verbergen tief in Dornen, liegt unter Dornen tage-, nächtelang, kommt keine Schwester, ihn zu rufen, geht er nimmer heim, kommen Gendarmen, ihn zu suchen, verbirgt er tiefer sich. Und kommen sie am nächsten Tag mit Hunden wieder, kommt eine Hundertschaft, wird's Haigerloh umstellt und durchgekämmt, schallen Posaunen, hört Posaunen er, die einen fremden Namen rufen: „Herr Heinen, kommen Sie heraus! Geben Sie auf, sonst lassen wir die Hunde los!“ Die finden ihn.

Und wird nach amtsärztlicher Untersuchung von der Polizei in die geschlossene Abteilung für Männer, Pavillon 5, der Nervenklinik in der Stadt verbracht, gilt als gemeingefährlich, wird sediert und, wie in Zweifelsfällen üblich, mit Krampf behandelt aus der Steckdose. Wird friedlich, sanft und folgsam wie ein Lamm, empfindet Schmerz nicht mehr noch Jubel, kommt schon in die Halboffene, kann im Garten helfen, horcht auf: „Tu dies! – Laß das!“ Ist scharf auf Stumpen. Schwarze müssen's sein, nur Rößli, seine Marke! Als seine Schwester starb – war im Oktober dieses Jahres, desselben Jahrs –, hat ihn der Arzt gefragt, der weiße Todesbote, ob er sie sehen will. Kann Urlaub haben, fahren zur Beerdigung. Geht ihm ja besser nun. Hat Stottrrjosef, wie sie hier ihn nennen bei seinem Namen, nur den Kopf geschüttelt. Hat nur gefragt, ob er da Stumpen kaufen kann.

Weiß nichts vom Haigerloh. Sind alle seiner Welt entfallen, die er pflegte. Hört's nicht mehr rascheln, grapsen, scharren draußen, hört's nicht mehr klagen im Kamin, hat guten Schlaf, beweint, beerdigt nimmer hinterm Schweinestall in Basdorp noch im Haigerloh, wo nun die Pest kann wüten, wie sie will, der Himmel nicht mehr offen ist für Träume, Glücksentwürfe, des Herzens Jubelruf, nur mehr für Klagelaute, den Schrei des Un-erlösten unter Dornen, im Gebüsch, wo Kämpfe toben, wo's erstickt in Qual, wo's zuckend endet in der Stille, offen fürs Schweigen, Sprache toter Seelen, und wo im Dornbusch, in der Luft, in Feuer, Wasser, Erde ist aller Schmerzen, aller Seelen Ruh.

Er wird noch überleben manches Jahr. Wird schlafen, essen, trinken, Stumpfen rauchen, wird entlassen werden, wird nach Basdorp gehn, wird selber sich versorgen in seiner Eltern Haus, im Dümpelfelde 9.

Am Dienstag, helfend in der Gärtnerei, hat er gesehn, wie Clausewitz, der General, auf einen Maulwurf traf, siegreich ihn schlug, daß ihm die Lunge aus der spitzen Schnauze drang. Hat ruhig zugesehn.

Nun ist er bald geheilt.

Stichworte

41 Die Frau
José Luis González

Für Juan Bosch

Jetzt sitzt sie wieder auf ihrem großen runden Stein am Rand des Weges, die Ellbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht zwischen den Händen. Der Weg ist rot, ein Band aus Lehm, das sich wie eine Schnittwunde über die grünen Kuppen der Hügel zieht. Ganz oben auf einem dieser Hügel, wo der Weg plötzlich aufhört, liegt die Baustelle des Kraftwerks.

Von ihrem Platz aus sieht die Frau die kleinen Gestalten der Männer, von denen der Wind Gesprächsfetzen zu ihr herüberträgt. Sie sieht auch die Kräne, die Stampf- und Mischmaschinen und die Lastwagen, in der Entfernung wie Spielzeug. Dann und wann trägt die heiße Luft zwischen dem Maschinenlärm das schrille Kommandopfeifen eines Vorarbeiters heran.

In regelmäßigen Abständen kommt ein Lastwagen den Weg herunter, läßt großmäulig seine Hupe ertönen und hüllt die Frau in eine rötliche Staubwolke. Dann preßt sie sich die Nase zu und hält einen Augenblick die Luft an. Manchmal spürt sie, wie sich das Kind in ihrem Leib bewegt.

Hinter den Hügeln ist der Fluß; unberechenbar, wenn er plötzlich anschwillt, wichtigtuertisch und aufgebläht, wenn der März ihn mit heftigen Regengüssen speist, heimtückisch über seinen schlüpfrigen dunklen Steinen auf dem Grund, doch zahm und gutmütig an seinen breiten Windungen mit ihren weißen Stränden.

Im heißen Sand einer dieser Windungen wurde Carmen Rosa das Kind gemacht...

Eine erbarmungslose Sommersonne brannte vom wolkenlosen Himmel. Kein Lufthauch bewegte die Blätter, in deren zahllose Grünschattierungen sich das Licht verbissen zu haben schien. Von der Erde stieg ein beklemmend schwüler Dunst auf.

Carmen Rosa war früh zu der Stelle gekommen, wo die Frauen baden. Sie war schon eine ganze Weile im Wasser gewesen, als ein Rascheln sie aufschreckte, das vom Ufer kam. Ein Mann war aus dem Buschwerk getreten und stand jetzt ganz nahe am Wasser, die Arme vor seiner breiten Brust verschränkt. Ein Lächeln spielte um seine Lippen. Das Mädchen tauchte bis zum Hals ins Wasser und rief ihm heftig zu: „Verschwinden Sie! Haben Sie gehört!“

„Erst, wenn du herauskommst!“ antwortete er und lächelte noch immer.

Ihre Kleider lagen ein paar Schritte von der Stelle entfernt, wo der Mann stand. Einen Augenblick zögerte sie, dann lief sie, so schnell sie konnte, aus dem Wasser. Der Mann ging auf sie zu und verstellte ihr den Weg. Das Mädchen spürte sich von zwei kräftigen Armen umklammert und an den Körper des Mannes gepreßt. Einige Augenblicke wehrte sie sich verbissen, dann gelang es dem Mann, sie zu Boden zu ziehen. Sie rollten über den Sand, bis er schließlich auf ihr lag. Erschöpft ließ sie ihn gewähren. Sie schluchzte und biß sich manchmal auf die Lippen.

Als der Mann, immer noch keuchend, aufstand, sich die Hose zumachte und im Buschwerk verschwand, blieb das Mädchen, den nackten Körper mit Sand bedeckt, noch eine Weile liegen.

Später erfuhr sie von einigen Arbeitern, daß er ein Ingenieur der Anlage war, die sie bauten. Auch seinen Namen bekam sie heraus, doch sie sah ihn nicht wieder. Nach sechs Wochen stellte sie entsetzt fest, daß sie schwanger war.

Ihre Mutter war früh gestorben, und seitdem lebte sie allein mit dem Vater. Dem fiel allmählich ihr verschlossenes Wesen auf. Sie aß kaum noch, saß stundenlang vor der Hütte und betrachtete die kleinen Furchen, die sie mit ihrem großen Zeh in den lockeren Lehm zeichnete.

Aber der Alte hatte sich um anderes zu kümmern. Bis eines Abends beim trüben Licht der Lampe sein Blick auf den geschwollenen Leib des Mädchens fiel. Er fuhr auf sie los, rüttelte sie an den Schultern und schrie: „Wer zum Teufel ist das gewesen? Sag mir, wer es war!“

Sie hing schlaff in den brutalen Händen ihres Vaters und weinte. „Verdammt nochmal, sag's, sonst bring ich dich um!“ schrie der Alte. „Wer hat dich entehrt?“

Endlich begann sie zu sprechen. Da ließ der Vater sie los und kehrte ihr angewidert den Rücken.

„Daß du mir das nicht früher gesagt hast!“ jammerte er. „Aber der Elende wird schon sehen, daß mit meiner Tochter niemand sein Spiel treibt!“

Am nächsten Tag erschien er früh auf der Baustelle. „Ruf mir den Ingenieur Ramirez“, sagte er barsch zu einem der Arbeiter. „Mit dem habe ich eine kleine Rechnung zu begleichen.“

Dieser kam, lächelte und wußte nicht, worum es ging. „Sie müssen sich irren“, sagte er und betrachtete den Fremden verwundert, „ich kann mich nicht erinnern, daß ich Ihnen etwas schulde.“

„Aber doch“, sagte der Alte, ohne die Stimme zu heben, „das hier!“ Und mit einem einzigen Hieb seiner Machete schlitze er ihm die Kehle auf.

Carmen Rosa erfuhr ein paar Stunden später davon. „Dein Vater hat heute morgen einen umgebracht. Sie haben ihn schon in Handschellen ins Dorf geführt. Dafür bekommt er mindestens zehn Jahre.“ Und der Überbringer der Nachricht warf, bevor er sich wieder davonmachte, einen hämischen Blick auf ihren gewölbten Leib.

Von da an war sie allein in der Hütte. Ihren Vater sah sie nicht mehr. Sie erfuhr nur, daß das Urteil tatsächlich auf zehn Jahre gelautet hatte. Da sie nicht glaubte, daß der Alte diese Zeit überleben würde, war er für sie so gut wie gestorben.

Zum Leben hatte sie nichts weiter als das kleine Stück Erde, auf dem die Hütte stand, eine Ziege und ein halbes Dutzend Hühner. Das Land ließ sie zur Hälfte von einem Nachbarn bestellen, und mit den Eiern und der Milch hatte sie gerade das Allernötigste, um dem Elend Herr zu werden.

Sie lernte den Schrecken einsamer Nächte kennen. Eine Unzahl von Geräuschen, auf die sie früher nie geachtet hatte, hielt sie bis in die Morgenstunden wach. In der ersten Zeit ließ jede Kleinigkeit sie aufschrecken: Mücken, die im Flug gegen die Wand stießen; das ferne, heisere Bellen eines Hundes; der Wind, der manchmal einen lockeren Draht am Zaun bewegte. Oft träumte sie von ihrem Vater. Es waren Alpträume, voll von bluttriefenden Bildern. Sie träumte auch von dem anderen, dem Vater ihres Kindes, das sie unter dem Herzen trug. Eines Nachts träumte sie, daß sie ihren Vergewaltiger zur Welt brachte, und wurde von ihren eigenen Schreien geweckt.

Als der neunte Monat kam, saß sie oft stundenlang auf einem großen runden Stein am Rand des Weges, der zu der Baustelle führte. Von dort aus sah sie die kleinen Gestalten der Männer oben auf dem Hügel. Der Staub der vorbeifahrenden Lastwagen zwang sie, sich die Nase zuzuhalten und nicht zu atmen. Manchmal spürte sie, wie sich das Kind in ihrem Leib bewegte.

In der bedrückenden Einsamkeit einer Mitternacht kam das Kind schließlich zur Welt. Die Frau hätte beim Einsetzen der Wehen schreien können, und die Nachbarn wären ihr sicher zu Hilfe gekommen, doch ihr blinder Stolz ließ es nicht zu. Als der Morgen kam, reinigte sie sich von ihrem Blut, das Kind – ein runzeliges zuckendes Häufchen Fleisch – zwischen den Beinen. Von da ab lebte sie nur noch für das Kind, das ein lebendiges

Ebenbild seines ermordeten Vaters war. Sie zog es mit stiller Liebe auf und merkte kaum, wie die Zeit verstrich.

Eines Abends saß die Frau vor der Hütte und sah versonnen zu den Hügeln hinüber. Der Bub, der mittlerweile sechs Jahre alt geworden war, spielte im Schuppen mit Johannisbrotfrüchten. Wie gewöhnlich ließ sie ihre Augen den Weg, der zum Haus führte, entlangschweifen. Plötzlich blieb ihr Blick an einem Punkt hängen. Sie kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können, und erhob sich langsam. In der Ferne kam langsam ein Mann näher. Das Kind fragte: „Wer ist das?“

Nach einer Weile antwortete sie mit harter Stimme: „Das ist dein Großvater.“

Als er ankam, warf er zuerst dem Kind einen prüfenden Blick zu. Dann sagte er: „Sie haben mir wegen guter Führung vier Jahre nachgelassen. Das sieht ja hier alles recht ordentlich aus...“

Er ging in die Hütte. Sie folgte ihm wortlos, und der Junge trat hinter den beiden ein. Der Alte setzte sich auf den Rand der Pritsche, deutete mit einer Kopfbewegung auf seinen Enkel und fragte: „Wie heißt er?“

„Marcia!“, sagte sie.

Dann verlangte der Mann Kaffee, den er langsam trank, und sah immerfort das Kind an, das verschämt mit seinen Fingern spielte. Bald darauf legte die Mutter ihren Sohn im anderen Raum schlafen. Nun wandte sich der Alte barsch an seine Tochter: „Das beste ist wohl, alles zu vergessen und wieder von vorn anzufangen, so als wäre nichts gewesen.“

Sie antwortete nicht. Der Alte wiederholte: „So als wäre nichts gewesen.“

Er setzte sich vor die Tür, wo vorhin sie gesessen hatte.

Die Frau sah von drinnen seinen Rücken. Sie dachte an den anderen, an den Vater ihres Kindes, mit der grauenhaften Wunde an der Kehle. Und dieser Rücken da vor ihr, dieser weiße, gesenkte Kopf, gehörten seinem Mörder. In einem Winkel lag die Machete.

Als das Kind im anderen Raum den dumpfen Schlag und ein Stöhnen hörte, fragte es erschrocken: „Mama, was ist?“

Die Antwort kam mit einer eigenartig verschleierten, drohend klingenden Stimme, die nicht seiner Mutter zu gehören schien: „Nichts. Schlaf nur.“

Vor der Tür lag der Alte mit gespaltenem Schädel in einer Lache von Blut.

Begleittext

Jemand hat einmal gesagt, daß sich eine Gesellschaft dadurch entlarve, wie sie mit ihren alten Menschen umginge. Das Altenheim oder die Pflegestation ist für viele Menschen der vorletzte Schritt vor ihrem Gang in den Tod. Hinter Mauern verborgen spielt sich tägliches Leiden ab, oft nicht einmal zu verantworten von den Mitarbeitern oder den Trägern, sondern von den Rahmenbedingungen, den Bedingungen einer Gesellschaft, die in den produktiven und profitablen Bereichen investiert und dort von Fortschritt redet, im sozialen Bereich aber immer mehr Kürzungen vornimmt oder zuläßt. Wer bestimmt, wo sich Fortschritt entfalten kann?

Hinweis: Man könnte Kontakt aufnehmen mit den Menschen eines örtlichen Altenheimes, um Geschichten über ihr Leben zu erfahren, um zu zeigen, daß Weisheit des Alters gefragt ist. Wohlgemerkt: es geht nicht um reine Caritas, sondern um die Profitierung vom Lebenswissen anderer Menschen.

Hier hört man Geschichten aus einer anderen Zeit.

„Meine Mutter wurde Ende 1980 ... operiert. Die Operation hat sie sehr gut überstanden. Acht Tage später wurde sie, aus mir nicht erklärlichen Gründen, noch einmal operiert. Seitdem ist die rechte Seite gelähmt. In den drei Monaten, die sie im Klinikum war, wurde sie nie hingesezt. Sie wurde vom ersten Tag an gewickelt und bekam auch keine Massage oder ähnliches.

Im Juli kam sie ins ... Hospital. Im Hospital trafen wir kurz vor 12 Uhr ein, also zur Mittagszeit. Sie kam dort in ein 4-Bett-Zimmer. Ich habe dann dort fast zwei Stunden gewartet, ohne daß etwas für sie getan wurde. Sie hatte große Schmerzen, was ich auch einer Schwester sagte. Die eine Schwester kam ins Zimmer und brüllte mich regelrecht an, ich solle Radio und Fernseher wieder mitnehmen. Eine andere Schwester kam und riß der einen Patientin, die den Teller mit dem restlichen Essen hielt, den Teller so aus der Hand, daß das restliche Essen aufs Bett fiel. Eine andere Patientin, es war die einzige außer meiner Mutter, die geistig noch voll da war, rief einer Schwester zu, daß das Essen wieder kalt gekommen war. Ich habe in den nächsten Monaten festgestellt, daß das Essen mit Ausnahme von Eintopf wirklich kalt gebracht wurde. Als ich nach annähernd zwei Stunden ging, sprach ich die Oberschwester an und sagte, meine Mutter hätte Schmerzen und es wäre noch niemand an ihrem Bett gewesen. Darauf bekam ich die Antwort: „Bilden Sie sich ein, wenn ihre Mutter hier eingeliefert wird, kommt gleich ein Professor gelaufen?“

... Meine Mutter ist nie hingesezt worden, hat keine Massagen bekommen. Das Bettgitter wurde nie vorgeschoben, so daß sie alle paar Tage aus

dem Bett fiel. Auch bei den anderen Patientinnen war das so. Die Klingel, die eigentlich am Bett sein soll, war bei allen Patienten unterm Bett. Oft wurde auch der gesunde Arm angebunden.

Gewickelt wurde sie in 24 Stunden nur dreimal. Sie ist dann im Laufe der Zeit auf 80 Pfund abgemagert und wund geworden. Sie wurde, weil nichts für sie getan wurde, immer steifer. Das Taschengeld wurde vom Hospital einbehalten, und die Patienten haben dafür nichts bekommen, auch bei 30 Grad Hitze nur Leitungswasser.

... Zu dieser Zeit war sie schon in einem anderen Hospital angemeldet, das für mich näher ist und auch keinen schlechten Ruf hat. Inzwischen ist sie dort. Das Personal ist bedeutend netter als im ersten Hospital. Aber sie wurde auch dort noch nie hingesezt und bekommt auch keine Massage. Seit vier Monaten hat sie einen Katheter. Sie ist sehr wundgelegen, weint oft vor Schmerzen und hat mich schon oft um Tabletten gebeten, wenn die Schmerzen zu groß waren. Von Bekannten, die gestorben sind, erzähle ich nichts, weil sie jeden beneidet, der gestorben ist.“

Der Spiegel 30/1983

Solche und ähnliche Berichte haben die Grauen Panther gesammelt, um auf das Elend aufmerksam zu machen. Der Spielfilm „Lina Braake“ zeigt die Lebenssituation vieler Menschen im Altenheim in subtiler Weise auf. Dörner und Plog sprechen sogar von einem „Lina Braake-Effekt“, wenn sie darauf hinweisen, daß der Mensch etwas brauche, wogegen er leben und sich wehren könne, wenn er nicht schon etwas habe, für das es sich lohne, zu leben.

Stichworte

42 Opa happy machen

Bernhard Katsch

Offen gesagt: Wir hatten Opa vollkommen vergessen. Das letzte Mal hatten wir ihn bei seinem 85. Geburtstag gesehen. Das war vor drei Jahren. Da war er aus dem Hinterzimmer, in dem er mit seinen Kaninchen lebt, herausgekommen, um sich feiern zu lassen.

Aber nicht genug damit: Nach dem Essen mußten wir mit ihm Schafskopf spielen. Als er dann – von einem Gläschen Kräutertlikör angeschickert – Geschichten aus seiner Jugendzeit erzählte, sagte meine Frau leise zu mir: „Es ist schon eine Last mit alten Leuten.“

Opa, ansonsten taub auf beiden Ohren, zog sich beleidigt in sein Zimmer zurück und schloß sich dort ein. Das hatten wir nun von unserer Freundlichkeit. „Soll er schmollen, bis er hundert wird“, meinte meine Frau. Opa schwand aus unserem Bewußtsein.

Neulich sahen wir dann die Fernsehsendung über „Die Rolle des alten Menschen in unserer Gesellschaft“. Alte Leute wurden gezeigt und interviewt. Sie warteten – von allen gemieden, ohne Beschäftigung – nur noch auf den Tod.

Meine Frau konnte die Pralinen nur noch unter Schluchzen in den Mund schieben. Ich murmelte: „Ja, soll das denn wahr sein? Gibt's so was denn überhaupt?“

Fast hatten wir uns schon wieder beruhigt, da kam uns Opa in den Sinn. „Himmel“, rief meine Frau, „ob er wohl noch lebt?“ Wir faßten uns ein Herz und öffneten die Tür zu Opas Zimmer. Ei, da saß er ja – aufrecht im Sessel, einen Kohlstrunk in den Händen.

„Opa“, riefen wir, „sei fröhlich. Wir sehen dich jetzt mit ganz anderen Augen. Du darfst wieder mit uns am Tisch essen und im Wohnzimmer Pfeifchen rauchen.“ Opa antwortete nicht. Er redete nur noch mit seinen Kaninchen. Wir waren ziemlich ratlos. Dann aber erinnerten wir uns an die Stelle der Fernsehsendung, in der ein Professor gesagt hatte: „Ein wichtiger Faktor für die Rückgliederung alter Menschen in die Gesellschaft ist eine sinnvolle Beschäftigung.“ Wir drückten Opa den Staubsauger in die Hand und stellten einen Dienstplan auf:

Montags bringt Opa Flaschen weg. Dienstags: Gartenarbeit. Mittwochs darf er unseren Wagen waschen. Donnerstags: Tep-

pich klopfen. Wäsche aufhängen. Freitags: Fenster putzen, Treppenhaus reinigen. An Wochenenden kann er gammeln, bis er vor Langeweile von sich aus Staub wischt und die Schuhe putzt.

Wenn Opa nun nicht happy ist, können wir ihm auch nicht helfen. Dann liegt es eben an seinem Charakter.

Einführung in den Text

Der Vater der Autorin, Josef, stirbt. Sie nimmt Anteil an seinem Tod, verfolgt ihn, fühlt sich von ihm verfolgt, beschreibt minutiös, läßt keine Beobachtung am Krebskranken und an sich aus und lebt mit ihrer Angst durch die Stunden und Tage.

Das Sterben ist hier Abschied, der Prozeß ist Loslösung.

Begleittext

Am Berg steht das Haus des Sohnes. Ich kann es durch die kahlen Bäume sehen. Die Mutter kriegt den Schlüssel und steigt hinauf. Die andern gehen zur Friedhofskantine. Ich gehe zum Zug.

Josef! Josef!

Ulla Berkewicz

Stichworte

43 Josef stirbt
Ulla Berkewicz

Sie sitzen voreinander und schlafen. Er hängt noch tiefer überm Handtuch. Er schlingt seinen Speichel. Er rasselt.

Sie hat den Kopf nach hinten fallen lassen. Sie schlafen, die Alten, vielleicht zum letztenmal nebeneinander in einem Zimmer, zum letztenmal im Schlaf zusammen. Ich denke, daß sie ihre letzte Zeit verschlafen.

Der Vater zuckt, da zuckt sie auch. Sie sind es, die zusammengehören.

Was aber wird sie machen, da sie übrigbleibt?

Sie wird die letzte Wäsche waschen, die letzten Socken von seinen Füßen, das letzte totgeschwitzte Hemd. Und putzen und räumen, nach und nach die Sachen aussortieren, die sie nicht mehr braucht und hergeben will, aber niemand will sie. Zuerst die Schuhe des Alten, viel später die Hemden, von denen manche noch wie neu sind, sagt sie, so hat er sie geschont. Zum letzten Schluß der Kamm und das Rasierzeug, was noch lange liegen wird im Bad, am Waschtisch. Da wird sie oft stehn und auf sein Zeug sehen und wissen wollen, daß er noch in den Zimmern drüben geht. Sie wird weinen und sich wehren, aber ihre Wohnung ist vom Sozialamt, und für einen kleinen Alten sind drei Zimmer zuviel, sagt man und halbiert die Rente.

Da muß sie wieder räumen und die 2 Betten auseinanderreißen, und das eine wird an die Straße gestellt, und ich hoffe, daß sie nicht sieht, daß keiner es will und daß es bis zum Morgen stehenbleibt, bis der Raffzahn kommt und es auf den Container kippt und dort zerquetscht.

Und bleiben wird ihr bloß, was sie für ihren Rest noch braucht. Sie war immer bescheiden, und von den andern ist nicht zu erwarten, daß sie ihren Rest hoch veranschlagen.

Drauf wird sie ausziehn aus den letzten Räumen, die sie mit ihm noch hatte, wird hochziehn auf den Berg, wo der Sohn das Haus hat, nie mehr runterkommen, wird oben bleiben, im schmalen Ausgedinge, und den Zehrpennig ausgeben für ein gutes Wort. Und mit der Zeit werden sie ihr eins von den zwei Zimmern nehmen, für die sie zahlt, und ihr Rest wird immer kleiner werden, und wenn sie überlegen, daß sie das andre Zimmer für den Enkel brauchen, der dann geboren werden soll, und den Rest unter die Treppe stecken wollen, ist der Rest auf einmal weg,

und es braucht nicht mal den Anschein der Trauer, denn so winzige Reste vermißt niemand.

Mir fällt kein Segen für die beiden ein.

Sie sitzen voreinander und schlafen. Ich lasse sie allein. Sie sollen allein sein. Sie nicken.

Ich habe kein Bedürfnis, mich zu waschen, und steige ohne weiteres in das alte Bett. Es ist mir vertraut und angenehm. Ich mag die Mutter, die hier lag.

Aber ich liege lange wach und kriege nicht mit, was ich denke. Alles mögliche ist gerissen und leitet nicht mehr.

Nebenan ist es ruhig. Mein Schlaf könnte ruhig kommen. Aber ich wende mich hierhin und dorthin, festgekrallt an einen Schlaf, der nicht kommt. Aber es kommt ein anderer, denn ich habe keine Kraft mehr, an dem ersten festzuhalten und bin abgerutscht, gesunken, durch Räume getrudelt, aufgeschlagen, liege hier mit diesem anderen Schlaf, der zuläßt, daß ich wieder denke und meine Beobachtungen mache.

Mein Umfeld ist unbestimmt, geplagt von Zwielflicht. Ich schlafe, aber ich bin gefährdet, das weiß ich, zumindest hier, auf solchen Kissen, auf Planen, verschoben über Matratzenstapel, welk und grau von Nutzung. Müde bin ich, kann kaum halten, muß gehen, Bett suchen. Gibt nur die Planen und Matratzen. Sonst nichts von hier bis Ende. Muß hin und liegen wie da eben, muß tief, tief schlafen, sonst krank.

Um Mittag kann ich das Mittagslicht sehn. Aber es dauert noch. Ich bin noch hier und da und kann noch nicht so schnell.

Wie ich aber rauskrieche, durch den Flur stoße, zu den andern, Vater, Mutter, schlägt es zu wie ein Aberwitz: Josef hat schwarze Hände, und aus seinem Bett kriecht ein Schlauch. An dem Schlauch hängt ein Sack, der Sack ist an den Bettrand geklammert. Durch den Schlauch läuft es hellrot in den Sack rein, und bald läuft der Sack über. Das Gesicht von Josef steckt wachsweiß weit weg.

Herrgott! Müssen sie dich so verhunzen. Herrgott! Macht ihn doch gleich tot, daß er nicht so kaputtgeht wie ein Käfer, wie ein Ding, ein Dreck!

Das Hellrot im Schlauch fließt, stoppt, hängt, fließt. Ich reiße die Decke weg: in seinem Schwanz! Sie haben ihm den Schlauch durch das Loch im Schwanz gestoßen! Da liegt er nackt mit 2 abgewinkelten Beinen wie ein Bauchkind, eine Geburt aus dem Feuchten.

Die Mutter nimmt mich und sagt mir alles. Denn der Arzt war da und hat ihm den Katheter gebohrt, weil sonst die Blase zerplatzt. Ich weiß ja, daß er nichts mehr rausgelassen hat, ich habe den Bauch gesehn. Aber der Arzt hat ihm innen, im Zartesten, was verletzt beim Stecken, und deshalb blutet der Urin.

Aber was hat er mit den Händen gemacht?

Sie hält mich, als hätte sie Kraft, mich zu halten.

Die Adern sind eingetrocknet, deshalb sind die Schmerzmittel ins Fleisch gespritzt, sagt sie mir und hält mich, und weiter, leise, wie eine Botschaft: Das Fleisch macht ihm Schmerzen. Es ist bloß noch das Fleisch.

Was weißt du, was weißt du denn? Ja, weißt du denn was? Dann sags mir doch!

Ich bin hemmungslos.

Sie will die Bluttüte wechseln und zieht sie aus den Klammern am Bettrand und setzt eine neue an den Schlauch und spricht dabei von der Allmacht und sagt: Ich aber bin nur eine leere Frau und kann euch beiden gar nicht helfen.

Läßt mich mit ihm allein, und ich weiß nicht was. Will weg, weiß nicht, weiß nicht. — Das ist für mich ein anderer, ein kaputter. Schieres Fleisch. Ängstigend, wegwerfbar.

Jäh, knochentrocken, ein Zack, und rein in die Figur mit dem Ding.

Da soll er doch lieber, da gebe ich ihm doch lieber — da mache ich ihn doch lieber — aber ich kann ihn doch nicht abstechen! Tabletten hab ich nicht. Gas gibts nicht, mit Elektrizität kann ich nicht umgehn — aber ich kann ihn doch nicht ersticken, er hat ja schon so kaum noch Luft — aber vielleicht totbeten.

Ich fasse mich und nehme seine schwarze Hand fest und versuche das Todesgebet.

Aber ich weiß nicht, wie das geht. Aber ich versuche das: Es kommt ein lautes Bitte raus, was sündig klingt, glucksig, ein Quall.

Er sieht zu mir, er hat blaue Augen.

Es gibt zwei Völker, beginnt er, ich werde es euch sagen, allen! Er schweigt und blickt in eine Runde, hört, setzt Worte wie ein Redner so groß: Es gibt zwei Völker, und die sind groß und klein und schlecht und gut. Es gibt hier gute Leute und da gute Leute — ich finde keine Worte — hübsche Menschen, gute Menschen. Ich selbst habe sie als gut anerkannt — alle, auch die Schlechten, denn die Kleinen sind die Großen. Denn meine Gerechtigkeit stammt aus dem Abstand und ich staune. — Ich will

sagen, — er sieht an der Wand lang, am Boden, in die Stühle, durchs ganze Zimmer — ich will was sagen, aber ich traue mich nicht vor Soundsovielen.

Ich sage ihm, daß keiner hier ist. Doch das übergeht er, aber faßt meinen Arm an und zieht mich. Seine Augen glitzen. Aber ich will nicht. Er riecht anders als letzte Nacht, trocken. Er hat schwarze Hände. Bald ist der Ganze so schwarz wie die Hand. Aber er lächelt mit seinem Mund und lächelt und zieht an mir. Ein Schimmer von der Nacht kommt mir ins Auge. Zart sagt er: Wir müssen doch bald zum Spiel, — und zieht mich ganz zu sich runter.

Ich bleibe bei ihm in seinem Bett. Er hat sich erschöpft und ist nicht mehr da.

Ab und zu mache ich seinen Mund naß, mit Stäbchen von Watte umwickelt, ins Wasser getauchte.

Jetzt vergehen Tagesstunden wie Nachtstunden. Ein in sich gekehrter Nachmittag. Die Mutter läßt sich nicht blicken.

Der Sack am Bett ist wieder fast voll.

Die roten Adern in seinem Gesicht werden dunkler, weil alles andere fahler wird, die Stirn, die Nase. Die Nase wird spitzer, das andre tritt zurück. — Er sieht nicht mehr aus wie der Bauer.

Die Schmerzen haben ihn geweckt. Er sagt: Hilfe! Er tastet heftig und faßt mich. Er krampft sich fest an meiner Brust. Das tut mir weh. Aber sonst spür ich meinen Körper gesund und geordnet.

Wenn ich davon abgeben könnte — Was bin ich denn bereit aufzugeben von Gesundheit und Leistung meines Systems zu seinen Gunsten? Was könnte ich kriegen und aushalten? Kopfweh, Zahnweh, Stiche, Übles —

Er krampft sich immer fester an meiner Brust fest. Ob das der Schmerz ist, den ich leiden muß, um seine Linderung?

Er preßt die Brust noch mehr und noch mehr. Ach, seine Hand ist schwarz und tut mir viel zu weh. Ich kann das nicht mehr, Josef, und reiße dir die Hand weg!

Josef ist steif vor Schmerz. Seine Augen haben nicht Blick noch Bewegung. Sein Alleinsein ist ungeteilt. Ich höre noch sein Hilfe, aber er sagt es mir nicht mehr.

Meine Brust tut nicht mehr weh.

Jeder stirbt allein. Ich dann auch. Uns ist nicht zu helfen.

Es rauscht in der Leitung. Mir fällt ein, ich wäre flüssig und

könnte in Josefs weite Wunden fließen und seine Schmerzen streichen. Ströme von Geräuschen, aus allen Leitungen, von überall her.

Es kommt mir vor, als ob ich aufstehe, meine Hand ihm auf die Brust drücke, als ob mein Atem aus der Lunge in die Arme und in die Finger und aus den Fingern in seine Not reinfließt — daß ein Drang geschieht, ein Wirbel, ein Austausch.

Es ist Samstagnachmittag, 3 Uhr. Das Kaffeewasser ist überall gezapft. In den Rohren herrscht der Stillstand. Josef schläft tief und atmet gut.

Da kommt die Mutter mit dem Kaffee. Sie hat Buchteln gebacken und füttert mich statt seiner oder aus Liebe zu mir. Sie schiebt mir alles rein auf dem Kaffeelöffel. Sie ist unersättlich.

Begleittext

Jeder Abschied ist ein kleiner Tod. Menschen haben oft nicht gelernt, sich wirklich voneinander zu verabschieden.

Abschied, daß heißt, sich dem tatsächlichen Schmerz stellen. Der Schmerz wird ausgelöst durch den Verlust wichtiger Beziehungen auf Zeit. Abschied, das heißt: Personen bewußt aus den Augen verlieren, mit denen man noch gern gelebt und erlebt hätte. Abschied, das heißt: (wenn er gelingt) die unglücklichen Abschiede zu bewältigen, sich der eigenen Begrenztheit stellen und seinen Sehnsüchten zu trauen, obwohl man ihnen genau die Basis entzieht, auf der sie gewachsen sind.

Abschied, daß heißt, nicht alle Sehnsüchte verwirklicht zu haben, sie aber weiterzutragen.

Hinweis für Gruppenabschiede: Jeder Teilnehmer erhält ein leeres Plakat mit der Bitte, seinen Namen darauf zu schreiben. Diese Plakate werden ausgelegt und jeder kann zu jeder Person etwas Positives aufschreiben.

Oder: In entspannter Situation begibt man sich auf eine Phantasiereise und erzählt sich, vielleicht Kopf an Kopf liegend, was man noch gern miteinander erlebt hätte. So entstehen Geschichten, die man auch weiterspinnen kann.

Amen, amen, ich sage euch: wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein: wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht. Wer an seinem Leben hängt, verliert es, wer aber sein Leben in dieser Welt gering achtet, wird es bewahren bis ins ewige Leben.
Joh 12,24 f.

Stichworte

44 Enden

Stanley Keleman

Wendepunkte sind das Ende des Alten und der Anfang des Neuen. Sie machen bewußt, wie wir Ereignisse beenden; wie wir uns Abschlüsse versagen oder daran teilnehmen. Wir fürchten Abschlüsse und wünschen uns, neue Ereignisse schlummerten weiter unerweckt.

Enden geschieht auf verschiedene Weise. Denk an ein zerbrochenes Ei, das über seine Grenzen schwappt; oder an das hartgekochte Ei, das sich verfestigend oder erstarrend, sich wie eine Kugel im Raum einkapselt und keine Verbindung mit der Welt hat. Wir können unseren Raum als leer oder dicht, ungefüllt oder überfüllt erleben.

Beenden läßt uns das Unbekannte ins Auge fassen. Abschlüsse zwingen uns, uns auf neue Beziehungen einzulassen, oder bieten uns zumindest eine Gelegenheit dazu. Trauern ist die Folge von Abschied und Beenden. Man könnte Beenden das Füllhorn eines Wendepunktes nennen. Viele Leute sagen: „Dieser Mensch ist unersetzbar für mich.“ In Wahrheit zwingt uns Abschiednehmen dazu, anzufangen, uns mehr auf uns selbst zu verlassen, oder gibt uns zumindest eine Gelegenheit dazu.

Doch die Menschen vermeiden Enden. Die Gefühle sind zu unwiderruflich. Enden und Abgeschlossenheit machen Menschen Angst. Statt Enden finden wir Flucht, Rückzug und Rationalisierungen. Ändert nichts an dem Zimmer des Toten. Tut so, als wäre alles beim alten. All die Kleider, all die Bilder, all die kleinen persönlichen Dinge bleiben an Ort und Stelle, als ob sie zum täglichen Gebrauch bereit lägen. Haltet die Gefühle auf demselben Gleichmaß. Vermeidet Einsamkeit. Das ist ein Nicht-Ende. Werde stoisch, realistisch. Oder aber: Der Tote hat nie gelebt, und aller Raum, den er einnahm, wird verleugnet. Ein scharfer Schlußstrich. Die erste Einstellung dehnt die Vergangenheit in alle Ewigkeit aus, die zweite durchtrennt jede Verbindung für immer. In beiden Fällen geschieht nichts Unerwartetes. Das schließt all die Dinge ein, die wir mit Schuldgefühlen verbinden, die wir gern ändern würden, die uns ängstlich und traurig machen – all die Enttäuschungen, die für all die unverwirklichten Möglichkeiten für besseren Kontakt oder emotionale Erfüllung stehen.

Unbeendete Ereignisse müssen beendet werden, bevor wir den

toten Mitmenschen oder das tote Selbst sterben lassen können. Das trifft dann zu, wenn es sich um eine Person handelt, die körperlich schon viele Jahre tot ist. Wir tragen diesen Menschen in uns selbst mit uns herum, unfähig, uns von ihm zu trennen, unwillens, den Leerraum einzunehmen, nicht bereit, einen Kreis zu schließen. Es scheint so, als könnten wir unser eigenes Leben oder das Leben eines anderen verlängern, indem wir uns weigern, die emotionale Beziehung zu verändern.

Beenden ist ein wichtiger Teil des Trauerprozesses. Das Durcharbeiten unserer Abschiede ermöglicht uns, unsere Beziehungen neu zu bestimmen, was tot ist, aufzugeben, anzunehmen, was lebendig ist und voller in der Welt zu stehen, um der neuen Lage zu begegnen. So wie Trauern eine Zeit emotionaler Freiheit darstellt, bieten Abschiede die Möglichkeit für den Ausdruck dieser Freiheit.

Unabgeschlossenheit taucht wieder auf, wenn wir über unsere Beziehungen zu Eltern oder Freunden sprechen, von denen wir durch Entfernung oder Tod getrennt sind, und all die Dinge ausdrücken, die wir sagen oder tun oder nicht sagen oder tun wollten. Zum Beispiel: „Ich kann mich von meinem Vater nicht verabschieden. Ich wollte ihm immer einmal sagen ‚Ich hasse dich von ganzem Herzen‘.“ Oder: „Ich wollte ihn immer gern wissen lassen, daß ich seinen Zwiespalt verstehe“. Unabgeschlossenheit enthält abgestorbenen Ausdruck, wobei die Konsequenzen des Ausdrucks nicht durchgearbeitet sind – wie zum Beispiel das „Ich hasse dich“ noch in der Luft hängt, weil die Verbindung abgebrochen ist.

Wir wehren uns gegen Abschiednehmen, weil es dem Verlassenwerden so ähnlich zu sein scheint. Wir nehmen Intimität so wenig wichtig, daß wir am Ende unseres Lebens nur einer Handvoll Leuten wirklich nahegekommen sind. Jedermann hält sich an eine für alle Seiten annehmbare, unausgesprochene Übereinkunft, eine gewisse Distanz zu wahren. Wenn diese Grenze überschritten wird, werden Angstgefühle lebendig. Wir bekommen das Gefühl, Gefahr zu laufen, daß wir Kontrolle oder Macht verlieren könnten.

Abschiednehmen, Beenden erscheint uns als ein ähnlicher Verlust von Orientierung oder Kontrolle. Wir erleben uns plötzlich als einen kleinen Fleck in einem unbegrenzten Universum. Intimität kann uns als sicherer Hafen dienen. Abschiednehmen – eine nahe Beziehung verlieren – ruft als Reaktion denselben Verlust von Orientierung hervor wie eine Invasion durch Intimi-

tät von außen. Wir haben Angst, loszulassen, durch den unbegrenzten Raum zu treiben, durch unsere Gesellschaft zu treiben. Verbindungen zu verlieren, im sozialen Kosmos uns treiben zu lassen. Wir fürchten den Verlust an Kontakt. Wir haben Angst, bei einer neuen Gelegenheit nicht wieder Nähe erleben zu können.

Ende verstärkt die Vorstellung, daß das Leben eine begrenzte, lineare Verbindung sei, und daß der Abbruch der Verbindung, der Verlust des Kontaktes den Verlust des Lebens bedeute. Mit dem Abschiednehmen fürchten wir, dem Ende unserer begrenzten Existenz nahe zu kommen; wir verlieren unser Selbst in diesem Leben und dann – nichts.

In Wirklichkeit jedoch legen Beendigungen den Grundstein für neue Beziehungen. Die Menschen fürchten Beendigungen, weil sie damit ihre Macht der Welt überlassen müssen. Doch auf der anderen Seite von Beendigungen ist das Tor zu neuer Macht und neuen Beziehungen, zu einer neuen Weise, in der Welt zu sein. Sterben ist eine neue Weise, in der Welt zu sein. Ein Ende gibt den Boden für eine Beziehung zwischen uns und dem Unbekannten.

Ich hatte einen Patienten, der in Deutschland geboren und in Europa aufgewachsen war. Nach dem zweiten Weltkrieg ging er zu C.G. Jung, um an einem bestimmten Problem zu arbeiten. Aber Jung sagte ihm: „Ich kann Sie nicht nehmen; ich nehme keine Patienten mehr an. Ich bereite mich darauf vor, zu sterben.“ Das war ungefähr ein Jahr, bevor Jung starb. Aus dieser Geschichte erkenne ich, daß Jung sein Leben gut kannte. Er brauchte Zeit, um seinen Prozeß ein Ende finden zu lassen. Er verstand es, an seinem Leben teilzunehmen. Er verstand es, sein Ende zu vollziehen, und er durchlebte dieses Ende ganz.

Einführung in den Text

Die Schriftstellerin Maxie Wander ist krebskrank und beschreibt den Gang ihres Leidens im Tagebuch.

Begleittext

Der Tod gehört zum Leben wie die Geburt. Das Gehen vollzieht sich im Heben wie im Aufsetzen des Fußes.
Tagore

Stichworte

Maxie Wander

Mittwoch, 22. September

Diese Nächte, diese Angst und mein Grübeln über die Ärzte, ihre Unsicherheit, ihr Tappen im Dunkeln. Vielleicht müssen sie die Kranken belügen, nicht jeder erträgt die Wahrheit. Aber dann sollten sie sich zusammensetzen und sich darüber einigen, was sie sagen. So erfährt der Patient, der beobachtet und nachdenkt und Fragen stellt, bohrende Fragen, erfährt er nur ein Mischmasch von Andeutungen, halben Lügen und Widersprüchen, aus denen die Hilflosigkeit und oft auch die menschliche Unreife der Ärzte spricht. Und dann ist der Kranke verunsichert und versinkt in Angst. Angst, hab ich einmal gelesen, kommt aus Nichtwissen. Gewiß, Angst kann auch aus Wissen kommen. Aber wann und was ein Kranker wissen soll, das müßten die Ärzte sorgfältig bestimmen und verantworten können. Aber sie interessiert nur der Tumor, und das ist niederschmetternd.

Sind Krebszellen schon unterwegs, haben sie sich bereits irgendwo angesiedelt? Dieses lautlose, schleichende, schmerzlose Zerstörungswerk! Bei der Visite frage ich den Stationsarzt nach möglichen Metastasen.

„Momentan ist mit Metastasen nicht zu rechnen.“

Also später vielleicht . . .

„Und das Alter des Tumors?“

„Tumore wachsen verschieden, und man kann aus der Größe keine Rückschlüsse auf das Alter ziehen. Wenn Krebszellen unterwegs sein sollten, kann man es erst feststellen, wenn sie sich irgendwo angesiedelt haben. Aber wir können sie vielleicht auch daran hindern, sich festzusetzen.“

So also ist das Falithrom zu begreifen. Die gute Schwester Christiane ermuntert mich: „Aber Sie haben doch einen prächtigen Befund. Krebszellen sind nirgendwo unterwegs, sonst hätte der Histologe die Austrittswege gefunden.“

Gott, wie herzerfrischend sie lügt und wie treuherzig ich ihr zuhöre! Ich tu so, als fänge ich zaghaft zu glauben an. Und ein Teil von mir ist ja auch bereit dazu und tief dankbar, während mein Mißtrauen Wache hält. Die Schwestern mühen sich redlich, meine Bedenken zu zerstreuen, und die Ärzte fallen auf meinen Wissensdurst herein und geben wissenschaftliche Erklärungen ab, ohne zu merken, wie sie sich manchmal in Widersprüche ver-

wickeln. (Gewiß stellen nicht viele Patienten so viele Fragen!)
Und aus alledem und einigen anderen Zutaten backe ich nun das
Brot meines neuen Lebens.

BIERNATH/KRAUSHAAR: Die Schulze-Boysen/Harnack- Organisation im antifaschistischen Kampf

Einführung in den Text

Walter Husemann und Libertas Schulze-Boysen waren Mitglieder einer Widerstandsgruppe, die bürgerliche und kommunistische Kämpfer vereinigte. Husemann wurde 1943 zum Tode verurteilt. Bei Biernath und Kraushaar heißt es: „Überlebende Kampfgefährten berichteten von seiner stolzen und aufrechten Haltung vor den Blutrichtern und in der Todeszelle. Keine noch so grausame Folter vermochte, daß er seine Überzeugung vom Sieg der Sowjetunion über den faschistischen deutschen Imperialismus und von der Errichtung eines friedlichen, demokratischen Deutschlands als Voraussetzung für den Aufbau des Sozialismus leugnete. Walter Husemann starb im Zuchthaus Berlin-Plötzensee unter dem Fallbeil.

Libertas Schulze-Boysen war Journalistin und beteiligte sich am Widerstandskampf. „Sie half bei der Erarbeitung und Herstellung illegaler Materialien, warb neue Mitstreiter für den Kampf gegen das faschistische Regime und führte Kurieraufträge durch.“ Wenige Tage nach der Verhaftung ihres Mannes Harro wurde auch sie festgenommen und Ende 1942 in Plötzensee hingerichtet.

Begleittext

Zwei Menschen mit dem gleichen Widerstandswillen und vermutlich unterschiedlichen Wurzeln ihrer Überzeugung, die ihnen jeweils Kraft gaben.

Was gibt Kraft in nahezu ausweglosen Situationen?

Hinweis: Menschen befragen und erzählen lassen, aus welchen Wurzeln sie leben; versuchen, Lebensbilder abseits des Spektakulären zu entwickeln.

Sharpeville

*Ich habe die schwarzen Männer gesehen, sie gingen
begraben die Toten von Sharpeville;*

die Hände über den Kopf und Tränen im Auge

*Sagten sie: Gott solle wegwischen alle Tränen
von allen Augen?*

Ich sah Gott spazierengehen in den Straßen von

Sharpeville, gleichgültig. Anderntags sah ich ihn

*wieder, auf dem schmutzigen Fußweg mit Wunden am Kopf
und Blut im Mund und einer Kugel im Herz.*

George Awonoor-Williams

Stichworte

46 Zwei Briefe

Biernath/Kraushaar

22. Dezember 1942

Meine unbeschreiblich geliebte Mutti!

Da ich bereits in einem Traum lebe, aus dem ich, glücklich wie ich bin, zu keiner grausamen Wirklichkeit mehr erwachen muß, fallen mir Worte schwer. Du bist im Herzen bei mir, ach, könnte ich Dich doch ganz mitnehmen, um Dir das Leid zu ersparen, das ich überwunden habe.

Es kam rasch und unerwartet, aber die Stunden vor Gericht und jetzt noch und dazwischen waren so groß, daß ich fühlte, Größeres gibt es nicht mehr.

O Gnade, jungen Leib's zu reifen — Du wirst dieses Gedicht bei meinen Sachen finden und wirst die tiefe Wahrheit erfühlen.

O Gnade, statt der langen Jahre
mühsamen Tastens bis zur Bahre,
das unermesslich Wunderbare
zu leben in Sekundenklare —
da gibt es nicht mehr Schuld und Triebe,
da gibt es nur noch Kraft und Liebe.

Ich wachse mit jeder Minute mehr in den Himmel hinein, Harro ist mir nahe, Horst ist mir nahe, und wenn ich Dich glaubensvoll lächelnd weiß, ist alles gut. Ich leide überhaupt nicht mehr, und alles ist menschlich erfreulich und ohne Schrecken. Ich schrieb Dir, hoffentlich bekamst Du den Brief von dem „Weihnachtsengel“, als den ich mich wieder fühle, meiner Kindheit so nahe. Alle Strömungen meines bunten Lebens fließen zusammen, und alle Wünsche werden erfüllt: Ich bleibe jung in Eurem Gedächtnis. Ich brauche mich von meinem Harro nicht mehr zu trennen. Ich brauche nicht mehr zu leiden. Ich darf sterben, wie Christus starb: für die Menschen!

Ich durfte nochmals alles und mehr erleben, was Menschen überhaupt erleben können.

Und — da niemand vor der Erfüllung seiner Aufgabe stirbt — so konnte ich, aus dem Zwiespalt meiner Natur heraus, eben nur durch dieses Sterben zur großen Leistung kommen.

Liebling, wir bleiben ja zusammen. Wir haben uns im Licht gefunden, und ich darf Dich jetzt emporziehen, gewachsen wie ich bin, so wie Du mich in den letzten Klosterwochen emporzogst.

Ich liebe die Welt, ich habe keinen Haß, ich habe den ewigen Frühling! Gräm Dich nicht um Dinge, die vielleicht noch hätten getan werden können, um dies und das — das Schicksal hat meinen Tod gefordert. Ich habe ihn selbst gewünscht. Und wenn Du mir noch etwas zuliebe tun willst: Nimm alle meine Lieben an Dein Herz . . .

So mein Liebling, die Stunde schlägt: Zuerst geht Harro, und ich denke an ihn. Dann geht Horst, und ich denke an ihn. Und an mich wird Elisabethchen denken, die Liebe . . .

In unendlicher Nähe und Freude — alle Kraft und alles Licht . . .

Dein Kind

Mein Lieber Vater!

Sei stark! Ich sterbe, als was ich gelebt habe: als Klassenkämpfer! Es ist leicht, sich Kommunist zu nennen, solange man nicht dafür zu bluten hat. Ob man wirklich einer war, beweist man erst, wenn die Stunde der Bewährung gekommen ist. Ich bin es, Vater!

Ich habe alles getan, um mich zu retten, ja, ich habe meine Vergangenheit in gewisser Weise verleugnet, um mich zu retten und vor allem auch, um andere nicht in diese Geschichte hineinzuziehen. Es hat mir zwar nichts genutzt, aber den anderen, für die ich verantwortlich war. Das ist mir ein Trost.

Ich leide nicht, Vater, glaube mir das! Ich gönne keinem, mich schwach zu sehen. Anständig aus dem Leben zu gehen, das ist die letzte Aufgabe, die ich mir gestellt habe, mutig und treu bis ins Mark meiner Knochen.

Erweise Dich Deines Sohnes würdig! Überwinde den Schmerz! Du hast noch Deine Aufgabe zu erfüllen. Du hast sie doppelt und dreifach zu erfüllen, denn Deine Söhne sind nicht mehr.

Armer Vater, aber auch glücklicher Vater, der seiner Idee das Beste opfern mußte, das er zu geben hatte!

Der Krieg wird nicht mehr lange dauern — und dann ist Eure Stunde gekommen!

Denkt an alle, die den Weg schon gegangen sind und ihn noch gehen werden, den ich heute gehen muß — und lernt eines von den Nazis: Jede Schwäche wird mit Hekatomben von Blut bezahlt werden. Deshalb seid unerbittlich!

Bleibe hart!

Ich habe nichts zu bereuen im Leben, höchstens, nicht genug ge-

tan zu haben! Mein Tod aber wird wohl auch die versöhnen, die mit mir nicht immer einverstanden waren!

Ich hätte gerne noch die neue Zeit erlebt. Daß ich sie nicht mehr erleben soll, ist mir manchmal bitter angekommen. Aber auch Lenin, Liebknecht, Luxemburg haben nicht mehr die Früchte ihrer Arbeit ernten können, und sie hatten es tausendfach mehr verdient als ich! Wir sind nun mal der Dung, der noch in die Erde muß, bevor eine neue und schönere Saat für die Menschheit aufgehen kann.

In Dir, in Frieda, in allen, die ich gekannt habe und die unserer Sache treu und ergeben sind, lebe ich fort, und für manchen wird mein Tod ein Ansporn sein, es besser zu machen.

So werde ich doch nicht ganz nutzlos in den Tod gegangen sein. Ach, Vater, Vater, Du Lieber, Guter! Wenn ich nicht fürchten müßte, daß Du unter meinem Tode zusammenbrichst!

Hart bleiben, hart, hart!

Beweise jetzt, daß Du aus innerstem Herzen Dein Leben lang Klassenkämpfer warst!

Helfe ihm, Frieda, richte ihn auf! Er darf nicht zugrunde gehen! Sein Leben gehört nicht ihm, sondern der Bewegung. Jetzt tausendmal mehr als bisher! Jetzt muß er beweisen, daß seine Überzeugung nicht in einem romantischen Ideal, sondern in unerbittlicher Notwendigkeit wurzelt!

Sorge für Marta. Sie ist Eure Tochter. Sie wird Euch es leichter ertragen lassen, daß ich nicht mehr bin.

Grüßt alle Bekannten und Freunde. Ich will sie nicht mit Namen nennen. Aber ich drücke noch jedem einzelnen in Gedanken die Hand und danke für alle Liebe und alles Gute.

Ich sterbe leicht, weil ich weiß, warum ich sterben muß. Die mich töten, werden in nicht so langer Zeit einen schweren Tod haben. Das ist meine Überzeugung.

Hart bleiben, Vater, hart! Nicht nachgeben! Denke in jeder schwachen Stunde an diese letzte Forderung

Deines Sohnes Walter

Besser für die Sowjetunion zu sterben als für den Faschismus zu leben! Lieber ein Tod in Ehren unter dem Beil des Henkers als ein Leben in Schande unter dem Faschismus!

Vergeßt das nie!

Begleittext

„Der kühle, förmlich antiseptische Ton, zumal aus der Perspektive des diensthabenden Täters, war ein Novum. Er machte Skandal, bis heute – noch vor kurzem wurde ein Lehrer in Baden-Württemberg gemäßregelt, weil er diesen ‚pornografischen‘ Text mit seinen Schülern gelesen habe. So, in diesem sachlichen, sozusagen schon für die Datenverarbeitung präparierten Sprachduktus und Habitus, möchte sich das wissenschaftliche Zeitalter ungern porträtiert sehen. ... Er (der Text) ist, trotz der materiellen Basis, fiktiv, erprotokolliert in der Fiktion – selbst die scheinbaren Zitate sind fiktiv: Der Zweizeiler am Ende des Berichts ist kein Zitat, sondern vom Autor ‚erfunden‘, und dennoch klingt er wie ein romantisches Volkslied. Diese Erzählhaltung zwischen Dokumentation und Fiktion zwingt den Leser, sich mit der inneren Wahrheit der Geschichte zu beschäftigen, wobei wir immer wieder eingeholt werden von unseren gegenwärtigen und vergangenen, den ‚unbewältigten‘ Erfahrungen.“

L. Finndegen

Stichworte

47 Ein Liebesversuch

Alexander Kluge

Als das billigste Mittel, in den Lagern Massensterilisationen durchzuführen, erschien 1943 Röntgenbestrahlung. Zweifelhaft war, ob die so erzielte Unfruchtbarkeit nachhaltig war. Wir führten einen männlichen und einen weiblichen Gefangenen zu einem Versuch zusammen. Der dafür vorgesehene Raum war größer als die meisten anderen Zellen, er wurde mit Teppichen der Lagerleitung ausgelegt. Die Hoffnung, daß die Gefangenen in ihrer hochzeitlich ausgestatteten Zelle dem Versuch Genüge leisteten, erfüllte sich nicht. Wußten sie von der erfolgten Sterilisation?

Das war nicht anzunehmen. Die beiden Gefangenen setzten sich in verschiedene Ecken des dielengedeckten und teppichbelegten Raumes. Es war durch das Bullauge, das der Beobachtung von außen diente, nicht zu erkennen, ob sie seit der Zusammenführung miteinander gesprochen hatten. Sie führten jedenfalls keine Gespräche.

Diese Passivität war deshalb besonders unangenehm, weil hochgestellte Gäste sich zur Beobachtung des Versuchs angesagt hatten; um den Fortgang des Experiments zu beschleunigen, befahl der Standortarzt und Leiter des Versuchs, den beiden Gefangenen die Kleider fortzunehmen.

Schämten sich die Versuchspersonen?

Man kann nicht sagen, daß die Versuchspersonen sich schämten. Sie blieben im wesentlichen auch ohne ihre Kleidung in den bis dahin eingenommenen Positionen, sie schienen zu schlafen. Wir wollen sie ein bißchen aufwecken, sagte der Leiter des Versuchs. Es wurden Schallplatten herbeigeholt. Durch das Bullauge war zu sehen, daß beide Gefangenen auf die Musik zunächst reagierten. Wenig später verfielen sie aber wieder in ihren apathischen Zustand. Für den Versuch war es wichtig, daß die Versuchspersonen endlich mit dem Versuch begannen, da nur so mit Sicherheit festgestellt werden konnte, ob die unauffällig erzeugte Unfruchtbarkeit bei den behandelten Personen auch über längere Zeitabschnitte hin wirksam blieb. Die am Versuch beteiligten Mannschaften warteten in den Gängen des Schlosses, einige Meter von der Zellentür entfernt. Sie verhielten sich im wesentlichen ruhig. Sie hatten Weisung, sich nur flüsternd miteinander

zu verständigen. Ein Beobachter verfolgte den Verlauf des Geschehens im Innenraum. So sollten die beiden Gefangenen in dem Glauben gewiegt werden, sie seien jetzt allein. Trotzdem kam in der Zelle keine erotische Spannung auf. Fast glaubten die Verantwortlichen, man hätte einen kleineren Raum wählen sollen. Die Versuchspersonen selbst waren sorgfältig ausgesucht. Nach den Akten mußten die beiden Versuchspersonen erhebliches erotisches Interesse aneinander empfinden.

Woher wußte man das?

J., Tochter eines Braunschweiger Regierungsrates, Jahrgang 1915, also etwa 28 Jahre, mit arischem Ehemann, Abitur, Studium der Kunstgeschichte, galt in der niedersächsischen Kleinstadt G. als unzertrennlich von der männlichen Versuchsperson, einem gewissen P., Jahrgang 1900, ohne Beruf. Wegen P. gab die J. den rettenden Ehemann auf. Sie folgte ihrem Liebhaber nach Prag, später nach Paris. 1938 gelang es, den P. auf Reichsgebiet zu verhaften. Einige Tage später erschien auf der Suche nach P. die J. auf Reichsgebiet und wurde ebenfalls verhaftet. Im Gefängnis und später im Lager versuchten die beiden mehrfach, zueinanderzukommen. Insofern unsere Enttäuschung: jetzt durften sie endlich, und jetzt wollten sie nicht.

Waren die Versuchspersonen nicht willig?

Grundsätzlich waren sie gehorsam. Ich möchte also sagen: willig.

Waren die Gefangenen gut ernährt?

Schon längere Zeit vor Beginn des Versuchs waren die in Aussicht genommenen Versuchspersonen besonders gut ernährt worden. Nun lagen sie bereits zwei Tage im gleichen Raum, ohne daß Annäherungsversuche festzustellen waren. Wir gaben ihnen Eiweißgallert aus Eiern zu trinken, die Gefangenen nahmen das Eiweiß gierig auf. Oberscharführer Wilhelm ließ die beiden aus Gartenschläuchen anspritzen, anschließend wurden sie wieder, frierend, in das Dielenzimmer geführt, aber auch das Wärmebedürfnis führte sie nicht zueinander.

Fürchteten sie die Freigeisterei, der sie sich ausgesetzt sahen? Glaubten sie, dies wäre eine Prüfung, bei der sie ihre Moralität zu erweisen hätten? Lag das Unglück des Lagers wie eine hohe Wand zwischen ihnen?

Wußten sie, daß im Falle einer Schwängerung beide Körper seziiert und untersucht würden?

Daß die Versuchspersonen das wußten oder auch nur ahnten, ist unwahrscheinlich. Von der Lagerleitung wurden ihnen wiederholt positive Zusicherungen für den Überlebensfall gemacht. Ich glaube, sie wollten nicht. Zur Enttäuschung des eigens herangereisten Obergruppenführers A. Zerbst und seiner Begleitung ließ sich das Experiment nicht durchführen, da alle Mittel, auch die gewaltsamen, nicht zu einem positiven Versuchsausgang führten. Wir preßten ihre Leiber aneinander, hielten sie unter langsamer Erwärmung in Hautnähe aneinander, bestrichen sie mit Alkohol und gaben den Personen Alkohol, Rotwein mit Ei, auch Fleisch zu essen und Champus zu trinken, wir korrigierten die Beleuchtung, nichts davon führte jedoch zur Erregung.

Hat man denn alles versucht?

Ich kann garantieren, daß alles versucht worden ist. Wir hatten einen Oberscharführer unter uns, der etwas davon verstand. Er versuchte nach und nach alles, was sonst todsicher wirkt. Wir konnten schließlich nicht selbst hineingehen und unser Glück versuchen, weil das Rassenschande gewesen wäre. Nichts von den Mitteln, die versucht wurden, führte zur Erregung.

Wurden wir selbst erregt?

Jedenfalls eher als die beiden im Raum; wenigstens sah es so aus. Andererseits wäre uns das verboten gewesen. Infolgedessen glaube ich nicht, daß wir erregt waren. Vielleicht aufgeregt, da die Sache nicht klappte.

*Will ich liebend Dir gehören,
kommst Du zu mir heute nacht?*

Es gab keine Möglichkeit, die Versuchspersonen zu einer eindeutigen Reaktion zu gewinnen, und so wurde der Versuch ergebnislos abgebrochen. Später wurde er mit anderen Personen wieder aufgenommen.

Was geschah mit den Versuchspersonen?

Die widerspenstigen Versuchspersonen wurden erschossen.

Soll das besagen, daß an einem bestimmten Punkt des Unglücks Liebe nicht mehr zu bewerkstelligen ist?

Begleittext

Tokio, 18. August (dpa). Im Tokioter Stadtteil Itabashi-ku überwacht der aus George Orwells „1984“ bekannte „große Bruder“ kleine Kinder. Pünktlich um 18 Uhr erschallt es jeden Tag aus den 60 Lautsprechern, die bei Katastrophen Anweisungen übertragen: „Jetzt ist es Zeit für alle lieben Mädchen und Jungen, nach Hause zu gehen. Nehmt euch in acht vor den Autos.“

Kürzlich hatte der „große Bruder“ seine Pflichten vergessen, beeilte sich aber, sie nachzuholen. Um Mitternacht riß plötzlich eine durchdringende Stimme alle lieben Kinder von Itabashi-ku aus dem Schlaf: „Jetzt ist es Zeit...“

Frankfurter Rundschau

Stichworte

In jedem Stadium seiner Haft hatte er gewußt — oder zu wissen geglaubt — wo in dem fensterlosen Gebäude er sich befand. Möglicherweise machten sich leichte Unterschiede im Luftdruck bemerkbar. Die Zellen, wo ihn die Wachen geprügelt hatten, lagen unter ebener Erde. Das Zimmer, in dem er von O'Brien verhört worden war, war hoch oben in Dachnähe. Dieser Raum nun befand sich viele Meter unter der Erde, so tief drunten wie möglich.

Es war größer als die meisten Zimmer, in denen er gewesen war. Aber Winston nahm seine Umgebung kaum wahr. Er sah nur zwei kleine, gerade vor ihm stehende Tische, von denen jeder mit grünem Flanell bezogen war. Der eine stand nur einen oder zwei Meter von ihm entfernt, der andere weiter weg bei der Tür. Er war aufrecht sitzend so fest auf einen Stuhl angeschnallt, daß er nichts, nicht einmal den Kopf, bewegen konnte. Eine Art Schiene umklammerte von hinten seinen Kopf und zwang ihn, den Blick geradeaus vor sich hin gerichtet zu halten.

Einen Augenblick war er allein, dann öffnete sich die Tür und O'Brien kam herein.

„Sie haben mich einmal gefragt“, sagte O'Brien, „was in Zimmer 101 wäre. Ich sagte, Sie wüßten die Antwort bereits. Jeder mann weiß sie. Was einen in Zimmer 101 erwartet, ist das Schlimmste auf der Welt.“

Wieder öffnete sich die Tür. Ein Wachmann kam herein und trug etwas aus Drahtgeflecht, eine Art Behälter oder Korb. Er stellte es auf den entferntesten Tisch. Wegen der Stellung, die O'Brien einnahm, konnte Winston nicht sehen, was es war.

„Das Schlimmste auf der Welt“, sagte O'Brien, „ist individuell verschieden. Es kann lebendig begraben werden sein oder Tod durch Verbrennen, durch Ertränken, durch Aufpfählen, oder fünfzig andere Todesarten. Es gibt Fälle, bei denen es eine ganz nichtssagende, nicht einmal todbringende Sache ist.“

Er war ein wenig beiseite getreten, so daß Winston den Gegenstand auf dem Tisch besser sehen konnte. Es war ein länglicher Drahtkäfig, mit oben einem Griff zum Tragen. An der Vorderseite war etwas befestigt, das wie eine Fechtmaske aussah, mit der Hohlseite nach außen. Obwohl es drei oder vier Meter von ihm entfernt stand, konnte er sehen, daß der Käfig der Länge

nach in zwei Abteilungen geteilt war und in jeder befand sich ein Lebewesen. Es waren Ratten.

„Für Sie“, sagte O'Brien, „sind zufällig das Schlimmste auf der Welt Ratten.“

Eine Art warnendes Zittern, eine Furcht vor — er wußte nicht genau was — hatte Winston bei seinem ersten Blick auf den Käfig befallen. Aber in diesem Augenblick kam ihm plötzlich eine Erleuchtung, zu was die vorne befestigte maskenartige Vorrichtung diente. Ihm schien der Boden unter den Füßen zu wanken.

„Das können Sie nicht tun!“ rief er mit schriller brechender Stimme. „Nur das nicht, nur das nicht! Es ist unmöglich.“

„Erinnern Sie sich“, sagte O'Brien, „an das Panikmoment, das sich in Ihren Träumen einzustellen pflegte? Vor Ihnen tat sich eine dunkle Mauer auf, und in Ihren Ohren vernahmen Sie ein heulendes Geräusch. Etwas Schreckliches lauerte auf der anderen Seite der Mauer. Sie waren sich bewußt, daß Sie wußten, was es war, aber sie wagten nicht, es ans Licht zu ziehen. Es waren die Ratten, die sich auf der anderen Seite der Mauer befanden.“

„O'Brien!“ rief Winston mit einer Anstrengung, seine Stimme in die Gewalt zu bekommen. „Sie wissen, daß das nicht notwendig ist. Was wollen Sie, daß ich tun soll?“

O'Brien gab keine direkte Antwort. Als er sprach, war es in der schulmeisterlichen Art, die er manchmal an den Tag legte. Er blickte nachdenklich in die Ferne, so als wende er sich an eine Zuhörerschaft im Rücken von Winston.

„Schmerz als solcher“, sagte er, „genügt nicht immer. Es gibt Gelegenheiten, wo ein Mensch dem Schmerz standhält, sogar bis zum Tode. Aber für jeden Menschen gibt es etwas unerträgliches — etwas, das er nicht ins Auge fassen kann. Das hat nichts mit Mut oder Feigheit zu tun. Wenn man aus einer Höhe herunterstürzt, ist es nicht feige, sich an ein Seil zu klammern. Wenn man aus der Tiefe des Wassers empor taucht, ist es nicht feig, die Lungen mit Luft vollzupumpen. Es ist lediglich ein Instinkt, gegen den man sich nicht wehren kann. Das gleiche gilt von den Ratten. Sie sind eine Form des Zwanges, dem Sie nicht Widerstand leisten können, sogar wenn Sie wollten, Sie werden tun, was man von Ihnen verlangt.“

„Aber was ist es, was ist es? Wie kann ich es tun, wenn ich nicht weiß, was es ist?“

O'Brien ergriff den Käfig und brachte ihn herüber zu dem nähe-

ren Tisch. Er stellte ihn behutsam auf die Flaneldecke. Winston konnte das Blut in seinen Ohren sausen hören. Er hatte das Gefühl, in völliger Einsamkeit dazusitzen. Er befand sich in der Mitte einer großen leeren Ebene, einer von Sonnenlicht durchtränkten flachen Wüste, über die alle Geräusche aus ungeheuren Entfernungen zu ihm drangen. Dabei war der Käfig mit den Ratten keine zwei Meter von ihm entfernt. Es waren riesige Ratten. Sie waren in dem Alter, in dem die Schnauze einer Ratte rauh und grimmig und ihr Fell braun statt grau wird.

„Die Ratte“, sagte O'Brien, noch immer an seine unsichtbare Zuhörerschaft gewendet, „ist, obwohl ein Nagetier, doch ein Fleischfresser. Halten Sie sich das vor Augen. Sie werden von den Dingen gehört haben, die in den Armenvierteln dieser Stadt passieren. In manchen Straßen wagt eine Frau ihren Säugling nicht einmal fünf Minuten allein im Haus zu lassen. Die Ratten würden das Kind bestimmt angreifen. In ganz kurzer Zeit würden sie es bis auf die Knochen abnagen. Sie greifen auch Kranke oder Sterbende an. Sie legen eine erstaunliche Intelligenz darin an den Tag, zu wissen, wann ein Mensch hilflos ist.“

Vom Käfig her hörte man jetzt ein lautes Quieken. Es schien aus weiter Ferne an Winstons Ohr zu dringen. Die Ratten raufte miteinander; sie versuchten, einander durch das Trennungsgitter anzufallen. Er hörte auch ein tiefes Verzweiflungsstöhnen. Auch das schien nicht von ihm selbst zu kommen.

O'Brien ergriff den Käfig und drückte dabei auf etwas darin. Ein scharfes Klicken erfolgte. Winston machte eine furchtbare Anstrengung, sich von dem Stuhl zu befreien. Es war hoffnungslos, jeder Teil von ihm, sogar sein Kopf, waren unbeweglich festgehalten. O'Brien rückte den Käfig näher heran. Er war kaum einen Meter von Winstons Gesicht entfernt.

„Ich habe auf den ersten Hebel gedrückt“, erklärte O'Brien. „Sie verstehen die Konstruktion dieses Käfigs. Die Maske paßt über Ihren Kopf, so daß kein Durchschlupf bleibt. Wenn ich auf diesen anderen Hebel drücke, schiebt sich die Käfigtür auf. Diese vor Hunger fast wahnsinnigen Scheusale werden wie Geschosse daraus hervorschießen. Haben Sie je eine Ratte durch die Luft springen sehen? Sie werden Ihnen ins Gesicht springen und sich sofort einen Weg hindurch bahnen. Manchmal greifen sie als erstes die Augen an. Manchmal wühlen sie sich durch die Wangen und zerschneiden die Zunge.“

Der Käfig kam näher; schloß sich um ihn. Winston vernahm eine Folge schriller Schreie, die in der Luft über seinem Kopf zu er-

schallen schienen. Aber er kämpfte wütend gegen seine panische Angst an. Überlegen, überlegen, auch wenn nur ein Sekundenbruchteil Zeit blieb, überlegen war die einzige Hoffnung. Plötzlich stieg ihm der widerliche, muffige Geruch der Scheusale in die Nase. Ein furchtbarer Ekel würgte ihn, und er verlor fast das Bewußtsein. Alles war schwarz geworden vor seinen Augen. Einen Augenblick war er vernunftlos, ein kreischendes Tier. Dann jedoch riß er sich von dem Schwindelgefühl los, indem er sich an eine Idee klammerte. Es gab einen, nur einen einzigen Weg, sich selbst zu retten. Er mußte einen anderen Menschen, den Körper eines anderen Menschen, zwischen sich und die Ratten schieben.

Die Kreisöffnung der Maske war jetzt groß genug, um alles andere aus dem Gesichtskreis auszuschließen. Die Drahttür war zwei Handspannen von seinem Gesicht entfernt. Die Ratten wußten, was nun kommen würde. Eine von ihnen sprang auf und ab, die andere, ein alter schuppiger Großvater aus den Kloaken, richtete sich mit ihren rosa Pfoten an den Gitterstäben auf und schnupperte wild in die Luft. Winston konnte die Schnurrhaare und die gelben Zähne sehen. Wieder überfiel ihn die schwarze Panik. Er war blind, hilflos, ohne Vernunft.

„Im kaiserlichen China war es eine übliche Strafe“, sagte O'Brien in seiner gewohnten lehrhaften Art.

Die Maske legte sich vor Winstons Gesicht. Der Draht berührte seine Wange. Und dann — nein, es war keine Erlösung, nur eine Hoffnung — ein winziger Hoffnungsschimmer. Zu spät, vielleicht zu spät. Aber er hatte plötzlich erkannt, daß es auf der ganzen Welt nur *einen* Menschen gab, auf den er seine Strafe abwälzen, nur *einen* Körper, den er zwischen sich und die Ratten schieben konnte. Und außer sich schrie er, wieder und immer wieder:

„Nehmen Sie Julia! Nehmen Sie Julia! Nicht mich! Julia! Mir ist's gleich, was Sie mit ihr machen. Zerreißen Sie ihr das Gesicht, ziehen Sie ihr das Fleisch von den Knochen. Nicht mich! Julia! Nicht mich!“

Er fiel zurück, in riesige Tiefen, fort von den Ratten. Er war noch immer auf dem Stuhl festgeschnallt, aber er war durch den Fußboden, durch die Mauern des Gebäudes, durch die Erde, durch die Meere, durch die Atmosphäre in den freien Raum, in die Abgründe zwischen den Sternen gestürzt — immer weiter, weiter und weiter weg von den Ratten. Er war Lichtjahre entfernt, aber O'Brien stand noch immer an seiner Seite. Noch war

die kalte Berührung eines Drahtes an seiner Wange. Aber durch die ihn einhüllende Dunkelheit vernahm er ein nochmaliges metallisches Klinken und wußte, daß die Käfigtür ins Schloß gefallen war und sich nicht geöffnet hatte.

49 Vom fürchterlichen Krieg, der keiner war Johannes Stahl

Der alte Kaiser rief eines Tages seine Generäle zu sich. Der Feind sei zu weit gegangen, und ab heute würde zurückgeschlagen. Das Volk tobte. Alle Männer, die das 16. Lebensjahr vollendet hatten, wurden zusammengerufen, zusammengetrieben und zusammengepfercht. Man steckte sie in Uniformen, gab ihnen Waffen zur Hand. Hochgerüstet brachen die Schiffe am nächsten Morgen auf, unter dem Toben der Massen, die dem Hafen das Flair eines römischen Zirkus verliehen. Der Wind blähte die Segel, sie kamen schnell voran. Bald sollte das feindliche Festland zu sehen sein.

Da fielen die Boote des alten Kaisers am Horizont über den Rand der Erde.

Geschichten in der Gruppenarbeit

Praxisvorschläge

Im folgenden sollen einige Vorschläge gemacht werden, wie mit Geschichten im Rahmen von Gruppenarbeit gearbeitet werden kann und wie Gruppengeschichten selber entwickelt werden können. Diese Vorschläge sind nur kurz anskizziert, nicht bis ins kleinste Detail ausgearbeitet.

Die Arbeit mit solchen Methoden richtet sich sehr stark nach dem Inhalt der jeweiligen Geschichten, nach den Themen der Gruppen. Die Formen (Methoden) des Arbeitens bestimmen sich, wenn es gelingen soll, aus dem Inhalt.

Geschichten nutzen

1 Geschichten vorlesen

Es mag sich wie eine Banalität anhören, aber nicht jeder kann Geschichten so vorlesen, daß ein Verständnis erwächst. Oft erscheint es ratsam, das Lesen zu üben, das akzentuierte, leicht betonte Sprechen kontrollieren zu lassen (vielleicht sogar von einem Tonband) und für sich herauszufinden, was an dem vorliegenden Text wichtig ist, was einer Betonung, was einer Nichtbetonung bedarf. Geschichten müssen in einem atmosphärischen und inhaltlichen Zusammenhang zur Arbeit mit der jeweiligen Gruppe stehen. Sie brauchen eine „Aura“ der Umgebung, aber auch eines Erzählers bzw. Lesers. Das Atmosphärische muß „stimmen“.

Es ist ein weit verbreiteter Irrtum (und dem wurde und wird immer wieder Vorschub geleistet durch die Arbeit im Deutschunterricht der Schulen), daß Gedichte und Geschichten Interpretationen bedürfen. Viel wichtiger ist es, nach Wegen und Möglichkeiten zu suchen, diese Geschichten in einen Zusammenhang zur eigenen Lebenspraxis zu stellen. Eine gute Geschichte hat eine Botschaft an den Leser oder den Hörer, die nicht von einem dritten entschlüsselt werden muß. Generationen von Deutschlehrern haben so ihren Schülern das Interesse an Litera-

tur ausgetrieben, weil jedes Kapitel, jeder Abschnitt, jeder Satz, jedes Wort auf ihren Hintergrund abgeklopft wurden, die Botschaft aber nicht mehr sinnlich erfahren wurde.

2 Geschichten und Bilder

Nicht jede Geschichte bedarf der Illustration, oft aber erleichtert eine gelungene Illustration das Verständnis des Textes. Oft stehen Illustration und Geschichte ergänzend nebeneinander. Diese Beobachtung kann man bei vielen Bilderbüchern machen; Es hat einen besonderen Reiz, Bilder und Text gemeinsam vorzustellen. In Gruppen ist es ein brauchbares Mittel, die Bilder auf Overhead-Folie zu kopieren. Dadurch geht der Reiz der Farbe zwar verloren, wichtige farbliche Elemente können aber mit entsprechenden Stiften nachgezeichnet werden. Ein solches Vorgehen ist von den Mitteln her sparsamer als die Übertragung der Bilder auf Dias, bei denen die Farbe nicht verloren geht. Insbesondere bei Kinder- und Jugendgruppen kann man gute Erfolge damit erzielen (man denke nur daran, daß der Raum abgedunkelt werden muß und dies wieder ein wichtiger Punkt für die „Aura“ ist).

3 Mehrere Leser

Bestimmte Geschichten eignen sich auch vorzüglich dazu, daß sie von mehreren Lesern vorgetragen werden. Dazu können Rollen vergeben oder ausgesucht werden, und der jeweilige Leser kann versuchen, sich so präzise wie möglich hineinzudenken in die Rolle, die er lesen muß. Wenn notwendig und möglich, so sind diese Rollen mit Phantasie darzustellen – meditativ oder interpretativ, z.B. die Geschichte „Unser Eduard“ von *Paul Schallück* eignet sich für ein solches Vorgehen sehr gut.

4 Geschichten mit verteilten Rollen spielen

Dies kann auf sehr ernsthafte, aber auch sehr lustige Weise geschehen. Lieblingsmärchen zu spielen und in Gruppen gemeinsam die Rollen an bestimmte Personen zu vergeben, macht einerseits Spaß, sagt aber andererseits auch sehr viel über die gegenseitige Ein- und Wertschätzung aus. Wer spielt den König? Wer den Müller, wer das Rumpelstielzchen?

5 Körperhaltung

Inhalte von Geschichten können durch eine Geste und durch eine entsprechende Körperhaltung dargestellt werden. Dies gilt ebenso für einzelne Sequenzen. Wir sind zu stark darauf konditioniert, Inhalte lediglich über den Kopf wahrzunehmen und vergessen dabei, daß unser ganzer Körper „mitarbeitet“. Durch eine entsprechende Meditation, den Versuch körperlicher Darstellung, kann der so oft benannte „ganzheitliche Aspekt“ wieder deutlich gemacht werden. Häufig gibt es bei einem solchen Vorgehen Hemmschwellen. Durch entsprechende Vorspiele (z.B. durch das Spiel „Denkmal bauen“) können solche Hemmschwellen abgebaut werden.

6 Unterbrechung

Diese Methode ist im Rahmen von Filmarbeit sehr verbreitet und kann auch ohne weiteres auf entsprechend strukturierte Geschichten angewandt werden. An einer bestimmten Stelle wird das Lesen einer Geschichte unterbrochen, und die Zuhörer werden gebeten, einzeln in Gruppen oder in ihrer Gesamtheit eine Fortsetzung zu phantasieren. Man kann es bei dieser Phantasie belassen, man kann aber auch versuchen, den Hintergrund der jeweiligen Vorstellungen zu besprechen. Je nach Länge der Geschichten ist auch ein mehrmaliges Unterbrechen denkbar.

Geschichten entwickeln

Löst man sich von den vorgegebenen Geschichten und findet den Mut dazu, Geschichten selbst zu entwickeln, so gibt es dafür einige methodische Möglichkeiten, die kurzgefaßt dargestellt werden sollen. Es steht uns heute noch nicht zu, zu beurteilen, ob aus unserer Zeit Geschichten entstehen, die etwa in 100 oder 200 Jahren weitererzählt werden. Man kann davon ausgehen, daß das Narrative in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen ist, da die Konkurrenz der Medien, die Gabe zu erzählen und weiterzuerzählen sicherlich eingeschränkt hat. Das Lebenswissen einer bestimmten Bevölkerungsgruppe, das, was kommunikel ist, wird heute eher schriftlich fixiert denn mündlich weitergegeben. Auf die sozialen und ökonomischen Hintergründe kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

1 Geschichten aus Geschichten

Wie schon bei der Methode, Geschichten zu unterbrechen, dargestellt, bleibt wichtig festzuhalten, daß sich aus vorgelesenen oder gelesenen Geschichten oft die eigenen Geschichten entwickeln, die sich vom Ausgangsmaterial quasi emanzipieren und deren Entwicklungsursprünge bald nicht mehr erkennbar sein werden. Es sind dann immer die Geschichten derjenigen, die sie entwickelt und erzählt haben. Sie zeigen, wenn auch verschlüsselt, ein wenig Lebenswirklichkeit.

2 Phantasiesprünge

„Auf lange Papierstreifen schreibt jeder ein möglichst langes Wort, es dürfen auch mehr Papierstreifen und mehr Wörter sein. Sodann schneidet ihr die Wörter auseinander. Trennt sie willkürlich, nicht unbedingt Silbe für Silbe, sondern z.B. nach jedem Selbstlaut.

Auf diese Weise erhaltet ihr schnell eine Unmenge von ‚Phantasiesilben‘.

Der nächste Schritt besteht darin, mit Hilfe dieser ‚Silben‘ neue, nie dagewesene Wörter zusammenzulegen, so daß neue Namen, neue Bezeichnungen für alte Sachen entstehen. Jeder sollte versuchen, mindestens 10 solcher Phantasiewörter zusammenzustellen.

Jetzt kommt die eigentliche Arbeit, d.h. mit den Wörtern um sich herum soll eine eigene Geschichte geschrieben werden. Wichtig ist es, die neuen Wörter auszusprechen, leise vor sich hin zu sagen, auf den Klang zu hören. Vielleicht verrät er euch etwas und zeigt die Richtung an, in der sich eure Geschichte entwickelt.

Vielleicht merkt ihr auch, daß eure Phantasie ganz neue Wege beschreitet. Vielleicht klingt längst Vergessenes wieder. In jedem Falle erweitert ihr euer ‚Bewußtsein‘.

Ihr solltet euch für den vorangegangenen Schritt etwas Zeit nehmen. Danach erzählt ihr euch einfach die Geschichten.“¹

3 Wollknäuel

Man bereitet ein besonderes Wollknäuel vor. Ca. 30 cm lange, verschiedene Wollfäden werden aneinandergknüpft, etwa so viele Fäden wie voraussichtlich Teilnehmer in einer Erzählrunde sind. Der Spielleiter fängt an und wickelt langsam das Knäuel ab und beginnt mit einer Geschichte, die er erfindet. Er erzählt so lange, bis das Stück seines Fadens zu Ende ist und der andersfarbige Anschluß in seinen Händen ist. Er gibt das Knäuel weiter, und der nächste setzt die Geschichte fort, bis wieder ein neuer Faden in seine Hände kommt. Das Spiel geht nun so lange weiter, bis das ganze Knäuel abgewickelt ist. Ist die Geschichte noch nicht zu Ende, so kann man den Faden wieder aufrollen.

4 Geschichten als Einstieg

Zu einem bestimmten Thema, das sich eine Gruppe gesetzt hat, sollen Kurzgeschichten entwickelt werden. Diese kann man aufschreiben, gemeinsam schreiben oder aber aus vorhandenem Material montieren.

¹ Raymund Weber, in: Fit durch Tip 5/83, 40.

Texte mit dokumentarischem Charakter werden umgewandelt in eine Geschichte, wobei durchaus einige Elemente hinzuerfunden werden dürfen. Wesentlich ist, daß die Kernaussage der Dokumentation erhalten bleibt.

Dies sind nur einige Anregungen für die Arbeit mit Geschichten. Sicherlich lassen sich daraus wieder neue Methoden, aber auch neue Erfahrungen entwickeln.

Drei Geschichten —

Oder: Wohin Phantasie und Sprache führen können

Die Phantasie macht Klimmzüge und schlägt solche Purzelbäume, wie z.B. daß die Stadt Lüneburg entvölkert worden sei.

50 Wie Lüneburg verlassen wurde

Simon & Desi Ruge

Zu der Zeit, als Alex Köhnke noch Stadtzauberer in Lüneburg war, machten eines Tages die Lüneburger eine Riesendemonstration. Die halbe Stadt war auf den Beinen und zog durch die Straßen. Und vorm Rathaus marschierten sie alle auf. „Wir sind überlastet!“ hatten sie auf große Schilder geschrieben. „Wir sind nervös!“ — „Keine Zeit, keine Zeit!“ — „Ich bin vollständig abgestrampelt!“ und ähnliche Sprüche.

Die Ratsherren von Lüneburg erschrakten nicht schlecht und versprachen natürlich sofort, etwas zu tun.

„Die Woche ist zu kurz“, sagten sie einige Tage später, nachdem sie gründlich nachgedacht hatten. „Da steckt der Fehler! Die Arbeit müßte sich besser verteilen. Die Zeit reicht nicht. Mit einem Wort, wir brauchen einen Wochentag mehr.“ Und schon ließen sie den Stadtzauberer Köhnke rufen.

„Also, wenn man mich fragt“, sagte der Köhnke, „ich bin nicht dafür. So was zaubert sich schlecht. Die Woche, meine Herren, hat schließlich schon ein paar tausend Jahre auf dem Buckel. Da ist das Material ziemlich strapaziert. Wenn man anfängt, das in die Länge zu ziehen, geht am Ende das ganze Ding aus dem Leim.“

„Reden Sie nicht so altmodisch daher, Meister!“ sagten darauf die Ratsherren. „Tun Sie Ihre Pflicht als Beamter, und überlassen Sie alles übrige uns. Wir tragen die Verantwortung.“

Also schön. Der Köhnke zauberte los. Tat sein Bestes! Aber als sich alle hinterher das Ergebnis besahen, da hatte die Woche einen Tag weniger statt mehr.

„Ich habe gewarnt“, sagte Köhnke. „Rückgängig machen läßt sich die Sache nicht.“

„Halb so schlimm!“ sagten die Ratsherren. „Die Wirkung ist letzten Endes die gleiche. Wenn ein Tag fehlt, muß man weniger arbeiten. Folglich fühlt man sich entlastet. Und darauf kam's uns ja an. Hoffentlich hat es den Montag getroffen. Das war der unangenehmste von den sieben Brüdern.“

Und richtig. Der Montag war weg.

„Aaaaah!“ riefen alle Lüneburger. „Das war lange fällig! Dieser Wochenanfang lag uns schon immer im Magen! Montags morgens, du liebe Güte, da hing man doch wie verkauft und verraten in seinen Kleidern!“

Und jetzt fingen sie die Woche mit dem Dienstag an.

Aber es dauerte nicht lange, da stellte sich heraus, daß der Dienstag zum Anfangen nicht besser war als der Montag. Man schleppte sich genauso mißmutig aus den Betten wie früher.

„Nein“, sagten die Lüneburger, „der Dienstag taugt auch nichts. Man sah es ihm vorher gar nicht an: Aber jetzt kommt es heraus. Wenn wir schon mal beim Aufräumen sind: weg mit dem Burschen!“

Und der Zauberer Köhnke zauberte auch den Dienstag weg. Es ging ihm gut von der Hand.

„Abschneiden“, sagte er, „ist allemal leichter als verlängern. Dabei kann nichts kaputtgehen. Es wird ein Stück kürzer, aber der Rest hält zusammen.“

Ja. Und jetzt schien der Zustand tatsächlich gebessert.

Das Anfangen fiel einem zwar auch am Mittwoch schwer, aber doch nur im ersten Moment. Spätestens am Kaffeetisch sah man die Lage in günstigerem Licht. „Die halbe Woche ist schon herum“, sagte man sich, „das Wochenende kommt schon in Sicht. Die drei Tage kratzen uns weder vorn noch hinten.“ Und so stand es auch in allen Zeitungen.

Kurzum, ganz Lüneburg war mit der Arbeit seiner Ratsherren durchaus zufrieden.

Aber wie es so geht, hat man sich erst mal aufs Verbessern eingelassen, möchte man's ganz und gar richtig machen. Die Lüneburger fingen jetzt an, ihr Augenmerk auf den Freitag zu richten. Das war auch so ein Bursche, der nicht geschont werden sollte, sagten sie sich. Seit eh und je war man freitags so marode und zerschlagen gewesen. Man kam nach Hause und fiel aufs Bett. Und da stand noch der Abwasch von der ganzen Woche! Neuerdings war es ja etwas weniger schlimm, aber warum sich mit halben Sachen begnügen?

„Bitte sehr, ganz nach Belieben!“ sagten die Ratsherren. Und Köhnke schnitt auch den Freitag ab. Hokuspokus!

Oho! Und jetzt war sie wirklich vorbildlich, die Lüneburger Woche! Zwei Tage Arbeit, zwei Tage Ruhe. Eine ausgewogene Sache. Gearbeitet muß ja werden, das ist klar. Wovon soll man sonst leben? Aber zwei Tage sind genug, wenn man's richtig bedenkt. Eine kurze Woche kommt ja auch schließlich billiger. Die Zeit verging, und die Lüneburger fühlten sich wohl. Aber der Erfolg stieg ihnen jetzt zu Kopf. Sie überlegten und überlegten. Sollte man nicht noch einen Schritt weiter gehen? Wir probieren es mal mit einem Tag Arbeit, sagten sie am Ende. Wer nicht wagt, gewinnt nicht.

Und weg war der Donnerstag!

Aber jetzt hatten sie sich vergaloppiert. Jetzt waren sie aus dem Gleichgewicht geraten. Von einem Tag Arbeit konnte man nicht leben, wenn man anschließend zwei Tage nichts tat. Das war nicht das richtige Verhältnis. Auf diese Weise standen knappe Zeiten bevor.

„Na gut“, sagten die Lüneburger, „diesmal waren wir etwas voreilig. Aber schaden kann es nicht. Wir opfern einfach noch den Samstag, und alles ist in Butter.“

Und so geschah es. Und das war die ideale Lösung. Ein Tag Arbeit, ein Tag Ruhe. Am Mittwoch verdient man sich was. Am Sonntag verbraucht man's. So läßt sich's leben! Und die Lüneburger lebten drauf los.

Aber plötzlich stellte sich etwas sehr Unangenehmes heraus: Das Jahr verging so enorm schnell. Eben waren die Lüneburger in den Sommer eingefahren, und eins-zwei-drei war er schon wieder vorbei. Das ist ja wie mit dem D-Zug gelebt, sagten sie sich. Wie kommt denn das?

Das kam daher, daß das Jahr in Lüneburg nur noch einhundertvier Tage hatte statt dreihundertfünfundsechzig.

„Oh, verdammt!“ riefen sie alle. „Da werden die Kinder ja schneller erwachsen! Und die Erwachsenen schneller alt! Da stirbt man ja früher! Als ob das Leben nicht schon ohnehin kurz genug wäre!“ Und ein Schrei des Entsetzens ging durch die ganze Stadt.

Genau in diesem Augenblick begannen die ersten Einwohner abzureisen. Auf Nimmerwiedersehen. Und bald reisten sie scharenweise. In ganzen Karawanen verließen sie die Stadt. Nach allen Himmelsrichtungen.

Unter den ersten, die flüchteten, war der Zauberer Köhnke.

„Ich war von Anfang an dagegen“, sagte er. „Aber man hat nicht auf mich gehört. Jetzt werden sie mir natürlich die Schuld in die Schuhe schieben. Das wart' ich gar nicht erst ab.“

So kam es, daß Lüneburg vollständig verlassen wurde.

Fünf Neugeborene in Kinderwagen, von ihren Müttern geschoben, waren die letzten, die aus der Stadt rollten. Sie hatten es verständlicherweise am wenigsten eilig und wollten unbedingt noch als Lüneburger geboren werden. Aber dann — nichts wie raus!

Und die Polizei zog einen hohen Stacheldrahtzaun rings um die Stadt und behängte ihn in gewissen Abständen mit Warnschildern: „Vorsicht! Lebensverkürzender Ort! Betreten auf eigene Gefahr.“

Selbst Vögel, Ratten und Fledermäuse richteten sich danach. Und dabei können sie gar nicht lesen. Es hatte sich einfach herumgesprochen.

Die Lüneburger verteilten sich nach und nach über alle anderen Städte. Aber ihr Mut war ungebrochen. „So was kann natürlich passieren“, sagten sie. „Man prescht zu hastig voran. Man war vielleicht ein wenig zu kühn. Aber im Prinzip hatten wir recht. Sind wir nicht alle nervös? Überlastet? Abgestrampelt? — Na also! Irgend etwas muß da, heut' oder morgen, getan werden!“

*

„Ja, hören Sie mal! Was erzählen Sie denn da? Das stimmt doch alles gar nicht! Unsere Tante Margot wohnt ja in Lüneburg. Erst neulich haben wir sie besucht. Die Stadt ist völlig bewohnt. Und die Woche ist da so lang wie überall.“

„So? — Ja, dann ist das Ganze vermutlich nur ein Geücht. Gott sei Dank, muß man sagen! Da sind wir ja richtiggehend erleichtert. Grüßen Sie Ihre Tante Margot von uns, unbekannterseits!“

Daß Sprache besonders bildreich im — meistens — gesprochenen Plattdeutsch ist, kann man sich beim Geschichtenerzählen nutzbar machen. Daß solche plattdeutschen Geschichten nicht nur lustig sind, sondern in prägnanter Weise das Lebenswissen von Generationen transportieren, dies kann man auch im folgenden Gedicht von *Wilma Michaelis* entdecken, dessen Übersetzung wir vorbeugenderweise beifügen.

51 Stumme Ogen Wilma Michaelis

Vandoge hewwe ik en Gesichte seien
dat was taun Erbarmen
grot lachede de Mund

over de Ogen schraien, schraien
man könn et nich mehr mee anseien
un dat Beste was denn ok
dat hei gung.

Ik woll öhne so vierl Goes seggen
doch düchte mi, dat hei nix vastundt.
Wenn hei nu annermol eis kummt;
denn will il öhne Goes seggen
un reke, dat wie nich vastummt.

Das ist Plattdeutsch (in einer der vielen westfälischen Mundarten, die von Dorf zu Dorf wechseln) und schwer zu übersetzen. Es heißt ungefähr: Heute hab ich ein Gesicht gesehn / das war zum Erbarmen / groß lachte der Mund // aber die Augen schreien, schreien / man kann's nicht mitansehn / und das Beste war dann auch / daß er ging. // Ich wollte soviel Gutes sagen / doch dünkte mich, daß er nichts verstand. / Wenn er nun mal wiederkommt; / dann will ich ihm Gutes sagen / und hoffe, daß wir nicht verstummen.

Und wie sind die Menschen? Geschichten geben Rätsel auf, können widersprüchlich sein, schockieren, konfrontieren.

Sie überlassen sich in jedem Fall ganz dem Zuhörer, der über ihren Stoff verfügt. Wie verfügen sie über die letzte Geschichte?

52 So sind die Menschen Nacherzählt von Hans Georg Ruhe

Ein Wanderer kommt langsam den schmalen Weg den Berg hinter und schaut auf die Stadt. Nach wenigen Schritten trifft er den alten Mann, und sie kommen miteinander ins Gespräch.

Der Wanderer fragt ihn: „Sagen Sie, wie sind die Leute dort unten in der Stadt?“

Der Alte schaut ihn an und fragt zurück: „Wie sind die Menschen dort, wo sie herkommen?“

„Oh“, entgegnet der Gesprächspartner, „dort, wo ich lebe, ist es recht trostlos. Die Menschen leben aneinander vorbei, niemand hilft dem anderen, es reicht nur für kurze Gespräche. Man schaut nicht und nimmt den Nächsten in Not nicht wahr. Das Leben ist eintönig, niemand will mit dem anderen etwas anfangen.“

„Ja, so sind die Menschen dort unten in der Stadt auch“, sagt der alte Mann und nickt. Der Wanderer verabschiedet sich und geht.

Wenig später kommt ein zweiter. Auch er bleibt stehen und läßt seinen Blick über die Stadt streifen.

Er sieht den Alten und sie kommen ins Gespräch. Der Fremde fragt: „Ich will in diesen Ort, sagen Sie, wie sind die Leute dort.“

Der schaut ihn an und fragt zurück: „Wie sind die Menschen dort, wo sie herkommen?“

„Dort lebt es sich gut. Wir helfen einander, wo wir können. Immer hat jeder ein wenig Zeit für den anderen über. Keiner lebt am Rande, keiner fühlt sich einsam. Wir erleben dort viel Glück miteinander.“

Der alte Mann nickt und sagt: „Ja, so sind die Menschen in der Stadt dort unten auch.“

Quellenverzeichnis

Nr.

- 1 Aus: Martin Buber, Die Erzählungen der Chassidim. Manesse Verlag, Zürich 1949
- 2 Aus: Sechstes Jahrbuch der Kinderliteratur. Hrsg. v. H.-J. Gelberg. Beltz Verlag, Weinheim und Basel 1981. Programm Beltz & Gelberg. Mit frdl. Genehmigung der Autorin
- 3 Mit frdl. Genehmigung des Autors
- 4 In: Die Zeit, 34/1983
- 5 In: Die Zeit, 34/1983. Mit frdl. Genehmigung des Autors
- 6 Aus: Hans Magnus Enzensberger, Gedichte 1955-1970. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1971
- 8 Aus: Atlas. Zusammengestellt von deutschen Autoren. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1965
- 9 Aus: Oriana Fallaci, Brief an ein nie geborenes Kind. Aus dem Italienischen v. Heinz Riedt. Goverts Verlag 1977
- 10 Quelle wie 9 – S. 29: Aus: Peter Weiß, Die Ermittlung. Oratorium in 11 Gesängen. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1965
- 11 Aus: Rudolf Höß, Kommandant in Auschwitz. Hrsg. von M. Broszat. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart
- 12 Quelle wie 11
- 13 Aus: Friedrich G. Kürbisch (Hrsg.), Wir lebten nie wie Kinder. Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 1983 (TB 4)
- 14 Aus: Günter Herburger, Flug ins Herz. Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt/Neuwied 1977
- 15 Mit frdl. Genehmigung der Autorin
- 16 Mit frdl. Genehmigung der Autorin
- 17 Aus: Bertolt Brecht, Gesammelte Werke. Band XII. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1967 – S. 55: Mit Genehmigung der Autorin
- 18 Aus: Lesebuch Dritte Welt. Peter Hammer Verlag, Wuppertal 1979
- 19 In: Goslarsche Zeitung, 10.1.1984
- 20 Aus: Tilmann Moser, Gottesvergiftung. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1976
- 21 Aus: Christoph Meckel, Bei Lebzeiten singen. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1967
- 22 Aus: E.A. Rauter, Brief an meine Erzieher. Weismann Verlag, München 1979 – S. 73: Mit freundlicher Genehmigung des Autors
- 23 Aus: Paul Schallück, Unser Eduard. Signal-Verlag Hans Frevert, Baden-Baden
- 24 Aus: Wolfdietrich Schnurre, Als Vaters Bart noch rot war. Ein Roman in Geschichten. © 1958 by Verlags AG Die Arche, Zürich
- 25 Aus: Franz-Joseph Degenhardt, Zündschnüre. © 1981 C. Bertelsmann Verlag GmbH, München

- 26 Aus: Lea Fleischmann, Dies ist nicht mein Land. © Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1980
- 27 Aus: Hans Georg Ruhe, Ansichten. Kösel-Verlag, München 1981
- 28 Aus: Max Frisch, Tagebuch 1946-1949. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1950
- 29 Aus: Harvey Cox, Stadt ohne Gott. Kreuz Verlag, Stuttgart 1969
- 30 Aus: Heinrich Böll, Mein trauriges Gesicht (Middelhaue Verlag Köln 1951). © Lamuv Verlag, Bornheim
- 31 Aus: Günter Wallraff, Die Reportagen. © 1976 Verlag Kiepenheuer & Witsch Köln
- 32 Mit frdl. Genehmigung des Autors
- 33 Quelle wie 17
- 34 Aus: U. Bahnsen/J.P. O'Donnell, Die Katakomben. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1975 – S. 126: Aus: Judith Jannenber, Ich bin eine Hexe. edition die maus. Gisela Meussling, Bonn 1983
- 35 Aus: Manfred Hammes. Hexenwahn und Hexenprozesse. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt 1977 (TB 1818)
- 36 Aus: P. Schultze-Kraft (Hrsg.), Josefina, bedien die Herren. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt 1982. Mit frdl. Genehmigung des Herausgebers
- 37 Aus: Paul Moor, Das Selbstportrait des Jürgen Bartsch. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt 1972
- 38 Quelle wie 14 – S. 144: Aus: Volker von Törne, Wolfspelz. Gedichte. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin (Quartheft 30)
- 39 Aus: Der Spiegel 25/1983
- 40 Erstveröffentlichung. Mit frdl. Genehmigung des Autors
- 41 Quelle wie 36 – S. 162: Aus: Berichte der Grauen Panther. © Graue Panther Hamburg e.V.
- 42 Mit frdl. Genehmigung des Autors
- 43 Aus: Ulla Berkewicz, Josef stirbt. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1982
- 44 Aus: Stanley Keleman, Lebe dein Sterben. ISKO-PRESS, Hamburg 2/1982
- 45 Aus: Maxie Wander, Leben wär eine prima Alternative. © Buchverlag Der Morgen, Berlin (DDR) 1977 – S. 179: Quelle wie 18
- 46 Aus: K.H. Biernath/L. Kraushaar, Die Schulze-Boysen/Harnack Organisation im antifaschistischen Kampf. Dietz Verlag, Berlin (DDR) 1972 – S. 184: Aus: Freibeuter I. Freibeuter GmbH, Berlin
- 47 Aus: Alexander Kluge, Lebensläufe. st 186, © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1974
- 48 Alle deutschen Rechte jetzt bei Verlag Ullstein GmbH, Berlin. Übersetzung Kurt Wagenseil. © 1971 Diana Verlag, Zürich
- 49 Mit frdl. Genehmigung des Autors
- 50 Quelle wie 2
- 51 Mit frdl. Genehmigung der Autorin
- 52 Quelle unbekannt

Stichwortverzeichnis

- Abschied 78, 166, 172
- Abtreibung 21
- Altenheim 162
- Alleinsein 130, 151, 157, 183
- Angst 39, 78, 126, 136, 157, 172
- Anonymisierung 78
- Arbeit 21, 140
- Arbeitslosigkeit 39, 113, 121, 140
- Arbeitswelt 39, 109
- Armut 39
- Aufputzmittel 58
- Befreiung 55, 126, 130
- Behinderung 151
- Bildnis 98
- Christen/-tum 98, 179
- Clown 98
- Dritte Welt 55, 130, 157
- Ehe 53
- Emanzipation 44, 126, 130, 157
- Erpressung 121, 126, 187
- Erziehung 66, 68, 91
- Erzählen 9, 15
- Familie 21, 37, 39, 73, 78, 113, 162
- Faschismus 29, 37, 78, 83, 91, 123, 179, 183
- Fließband 109
- Folter 68, 136, 183, 187
- Frauen 18, 21, 39, 53, 130, 157
- Freundschaft 73, 78, 187
- Frieden 66, 192
- Geburt 21, 24
- Geld 130
- Gerichtsreportagen 144
- Geschichten 9, 199, 203, 204
- Gesellschaft 21, 44, 68, 109, 136, 144, 151, 162
- Glauben 60, 98, 179
- Glück 44, 73
- Gott 29, 60
- Grenzerfahrung 126, 144
- Hexen 126
- Hunger 39
- Identität 44, 55, 68, 73, 94, 96, 144, 166
- Industrialisierung 39, 109
- Juden 29
- Jugend 29, 60, 73, 123, 136
- Kindheit 18, 21, 24, 29, 37, 39, 66, 68, 73, 78, 157
- Kirche 60, 98, 126
- Kommunismus 179
- Konzentrationslager 29, 37, 78, 183
- Krankheit 136, 166, 176
- Krieg 18, 58, 193
- Krise 44, 55, 121, 140, 183
- Leben 24, 172
- Lesen 9, 13, 14, 15
- Liebe 42, 44, 53, 157, 172
- Masken 94, 96, 98
- Mord 91, 136, 140, 144, 151, 157
- Nationalsozialismus 29, 37, 78, 83, 91, 123
- Parabel 55
- Paragraph 218 21, 24
- Pflege 166
- Proletariat 39, 121, 179
- Psychisch (seelisch) krank 60, 66, 136
- Schichtarbeit 176

Schreiben 13, 14, 15
Schuld 123, 126, 130, 136, 140,
151, 157, 187
Selbsttötung 73, 130
Sprache 10, 13, 14, 15
Sterben 24, 39, 166
Sucht 66

Tod 24, 140, 151, 166, 172 176

Überwachung 102, 187
Ungeborenes Leben 21, 24

Widerstand 29, 58, 83, 91, 109, 126,
130, 140, 151, 179, 187

Zigeuner 78
Zukunft 55, 66, 102, 151, 187